



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N^o 15.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

XVII.

Bis zum Jahre 1870, da der Krieg sich gewissermaßen wie eine Scheide zwischen das alte und neue Berlin legte, waren die eleganten Kellerrestaurants von der wohlhabenden Gesellschaft sehr gesucht, wenn ihre Zahl sich auch nach und nach minderte. Einige derselben in der Nähe der Linden, des Opernhauses und des Schauspielhauses füllten sich namentlich Abends nach den Vorstellungen; man soupirte in den Souterrains nach dreistündiger Abspannung der Nerven durch Kunstgenuss, und die unterirdischen Räume schlossen sich erst gegen Tagesanbruch, wenn die letzten der ungeheuren Kellerrast entzogen und das vom Champagner durchdrungene Gehirn in der frischen Morgenluft kühlten.

Sehr gesucht war damals namentlich der Keller unter dem Hotel *** in der Nähe der Oper. In den vorderen Räumen dinirten oder soupirten kleine Gesellschaften, die sich hier eingeladen oder ein Rendezvous gegeben, und manch einmaler Hagestolz belebte sich hier sein Abendmahl durch die Unterhaltung der Anderen.

Die hinteren Räume waren dem Publikum nicht zugänglich; sie dienten Abends und die Nacht hindurch einer Freimaurerei, die ihre Logen über die ganze Stadt verstreut hatte. Von zehn Uhr Abends bis Mitternacht nämlich fanden sich nur Männer in diesen geschlossenen Räumen ein, meist bekannte Persönlichkeiten, reiche Geschäftsleute, lebenswichtige höhere Beamte, Künstler, vermögende Flaneure, die sogenannten Balleteonkel und was dazu gehörte. Einzelne allerdings kannte man als professionelle Spieler, aber sie hatten doch wenigstens noch einen Fuß in der Gesellschaft.



Eine Bürgerfrau aus Siegedin. (S. 171.)

Nach einer Photographie von R. Koller, L. L. Photographie in Budapest.

Das „Tempeln“ war damals in Berlin in gewissen Kreisen eine Unterhaltung, ohne die für Manche der Abend ein verlорener. Kein Souper unter Männern, ohne daß nach dem Dessert der Tempel aufgelegt wurde. Ging dem Einen oder dem Andern das Geld aus, so nahm er aus den Frücht-schalen einen Apfel oder eine Birne, bezeichnete die Summe und setzte sie auf die Dame, auf den Buben. Vor dem Morgen schloß nie das Spiel.

Es gab höchst achtbare Männer, die, gewohnt im Spiele Glück zu haben, Abends nie ohne den Tempel in der Tasche ausgingen; Andere, die nur um seinerwillen zum Souper in ihrem Hause einluden und sich dasselbe im Spiel von ihren Gästen zehn- und hundertfach bezahlen ließen.

Einer Kontrolle entzog sich diese gefährliche Unterhaltung natürlich sowohl durch die Achtbarkeit der Persönlichkeiten als durch den Schauspiel, und so fehlte es natürlich nicht, daß gewerbsmäßige Spieler, die durch Bildung, durch Namen, durch hohe Verwandtschaft Zutritt in die Gesellschaft gefunden, anfangs unerkannt in ihrem Treiben die Matri-dore dieser geheimen Cirkel wurden, daß diese die Spielsucht nährten, die Einsätze höher und höher trieben, aber klug genug manövrierten, um nicht durch zu betäubende Schläge den Verdacht der ehrlichen Pointeure auf sich zu lenken.

Schlimmer ging es allerdings in den Kellerrestaurants zweiter Klasse her, in welchen sich die höheren Bauernfänger etablierten. Einzelne derselben, gewerbsmäßige Spieler, die sich in den oben erwähnten Cirkeln bewegten, trieben hier insgeheim ihre Jagd. Ihr Köder waren abenteuernde und existenzlose junge Weiber; der Champagner, der in jenen Kreisen nur aus nobler Gewohnheit nicht fehlen durfte, floß hier als Mittel zum Zweck; übte er spät in der Nacht seine Wirkung, so wurden die markierten Karten

in's Spiel geschmuggelt, goldene Uhren und mit Bleistift geschriebene Schuldsscheine ersehten das baare Geld, und ahnungslos erwachte der Ausgeplünderte am Morgen mit dem trostlosen Gedanken, der Herr von K. oder von J. habe gestern doch ein schamloses Glück gehabt; er habe Revanche versprochen, aber vorher sei der im Rausch gegebene Schuldchein oder die verpfändete Uhr und Kette einzulösen.

Ganz in demselben Styl ging's und geht es heute noch bis in die obskuren Lokale, in denen das „Kümmelblättchen“ sein Unwesen treibt. Was aber oben Sport oder Passion ist, das ist hier Laster, und was sich oben dem wachsamem Auge der Behörde verschließt, das bildet unten eine lange Zeit hindurch einen wesentlichen Theil der Kriminalchronik. Die Bauernfänger aber sind oben und unten, und manch' wohlklingender aristokratischer Name deckt heute noch das schmachvolle Gewerbe des falschen Spielers.

Im vordern Salon des Souterrains des erwähnten Hotels saßen gegen Ende des Winters zwei Herren seitwärts vom Eingang, der eine mit graumelirtem Vollbart, scharfen Zügen und nebartig von Falten überponnenem, gebräuntem Antlitz, die Schläfe in die eine Hand gelehnt, die andere, die Sonnenbrand und Wetter rauh und faltig gemacht, auf das Knie gelegt. Der ihm gegenüber Sitzende war eine hohe Gestalt; er hatte das blonde Haar phantastisch von der Stirne zurückgestrichen und lauschte, die Arme auf den Tisch gestützt, den blonden Schnurrbart kräuselnd und sich über den kurz geschnittenen Vollbart streichend, auf des Aelteren Worte.

„Es war mir, wie gesagt, angenehm, lieber Reden, Sie so prompt auf Ihrem Posten zu finden, und so verjüngt!“ Er blickte ihm lächelnd in's Gesicht. „Hat Ihnen sicher weh gethan, die blonde Wähne zu kürzen; indeß, sie ist ja nicht für immer verloren. Sie haben noch Geld?“

„Ich reichte bisher mit dem, was Wolf und Sie mir bei unserer Trennung gaben, wartete aber doch schon mit Schmerzen auf Sie. Die Nothwendigkeit, mich hier zu orientiren...“

„Verstehe! Sie dürfen nicht Noth leiden! Aber von jetzt ab ersuche ich Sie, sich vorsichtig im Hintergrund zu halten, denn Sie sind hier in meiner Domäne, die Ihrige werde ich Ihnen anweisen. Ich habe sehr glückliche Tage mit Ihrem Freund und dessen reizender Frau verlebt,“ setzte er hinzu. „Recht angenehme Tage!... Apropos, haben Sie sich nach meinem Wunsch mit der Mechanik ein wenig beschäftigt? Namentlich die Kunstschlosserei hat viel Interessantes.“

„Ich habe nichts versäumt!“ John betrachtete seine Hände.

„Sie haben doch keinerlei überflüssige Bekanntschaften hier geschlossen, die uns lästig werden könnten? Ich bat Sie ausdrücklich, dergleichen zu vermeiden.“

John nickte bestätigend. Eschenburg blickte nach seiner Uhr.

„Da Sie ganz unter meiner persönlichen Direktion thätig sein werden, muß auch ich es vorläufig vermeiden, Sie mit meinen Freunden in Verührung zu bringen. Meine Angelegenheiten hielten mich zwei Jahre von hier entfernt, wo ich jeden Pflasterstein kenne. Ich kann nicht sagen, daß ich während dieser Zeit sehr glücklich gewesen bin, um so mehr aber fühle ich die Nothwendigkeit, einen großen Coup auszuführen. Die Herren, die Sie nach Schluß der Theater hier an uns vorüber in jene Thür dort treten sehen, sind mir größtentheils von früher bekannt; ich sage Ihnen ausdrücklich nicht, ob einige von ihnen zu unserer Association gehören; es sind hochachtbare Männer darunter. Ich werde genöthigt sein, mit ihnen den Abend zu verbringen, und muß Sie deshalb sich selbst überlassen. Benützen wir also das Viertelstündchen noch...“

Er wandte sich näher zu John, als eben in das bisher leere Zimmer einige Gäste traten, die vor Schluß das Theater verlassen, und fuhr mit leiserer Stimme fort:

„Unser gemeinschaftlicher Freund ist seit gestern hier; ich traf mit ihm ein und kann wohl sagen, daß ich meine Zeit benützt und deshalb mir selbst vorbehalten habe, was ich eigentlich Ihnen übergeben wollte, die Kenntniß seiner finanziellen Verhältnisse. Sie lohnen allerdings der Mühe, der ich mich unterziehe. Er stieg gestern mit mir im Hotel ab und hatte das Glück, durch Vermittlung des Portiers eine schöne, seinen Wünschen entsprechende, vollständig möblierte Villa im Thiergarten zu finden, die zu miethen ich ihm selbst rieth, als ich ihn zur Besichtigung derselben begleitete. Die Lokalität ist außerordentlich günstig, ein hohes Parterre mit einem Balkonausgang in den Hof und den Thiergarten. Wir disponirten auch gleich über die Verwendung; er wird das Parterre bewohnen und seine Zimmer, namentlich sein Arbeitszimmer, wie er es nannte, nach dem Hofe nehmen, während die schöne Frau die obere Etage erhält. Die Letztere war sehr entzückt von der Lokalität; ich werde natürlich auch Ihnen Gelegenheit geben, sie kennen zu lernen, doch zu einer Stunde, wo ich gewiß sein kann, daß man Ihnen nicht begegne, denn es liegt in meinem Plan, daß die junge Frau Sie nicht wiedersehe, daß Sie sogar ganz bei ihr in Vergessenheit gerathen. Ich habe deshalb dafür gesorgt, daß Ihr Name in unserer Unterhaltung überhaupt nicht mehr genannt worden, wenigstens nicht in ihrer Gegenwart; mit Neulingen wie Sie muß man vorsichtig sein.“

John horchte weiter seinen Worten mit Andacht und der Miene eines gelehrigen Schülers, als plötzlich das Erscheinen mehrerer Herren mit ihren in die Sorties gefüllten

Damen Eschenburg inne halten ließen. Das Lokal füllte sich mit kunstgefärbten, aber hungrigen Gästen, und jetzt erhob sich Eschenburg, er trat auf einige Herren in eleganten Frühlingspaletots zu, die, ihn erkennend, ihm überrascht die Hand schüttelten.

„Sie wieder hier, alter Afrikaner!“ rief Einer derselben. „Wir glaubten Sie in der tiefsten Wildniß auf der Elephantenjagd... Aber Sie müssen uns heute erzählen: Sie werden so manchen unserer alten Freunde wiederfinden!“

Das Händeschütteln dauerte fort. Eschenburg versicherte Alle, wie froh er sei, wieder unter so guten Bekannten zu sein. Er komme, wiederholte er, er wolle nur einem jungen Reisegesährten Abschied sagen, und während sie in der hintern Thüre verschwanden, kehrte er zu John zurück.

„Sie sehen, lieber Reden, ich bin sehr in Anspruch genommen,“ sagte er zu diesem mit einem verständnißvollen Blick. „Ich erwarte Sie morgen früh an der Ihnen bezeichneten Stelle. Also auf Wiedersehen!“ Er drückte ihm eine Banknote in die Hand und schritt zu der Thüre, durch die sich seine Freunde entfernten.

John sank auf seinen Platz zurück, prüfte heimlich die Banknote und vertiefte sich in ein lautloses Selbstgespräch.

„Es mag nun sein, wie es will, ich habe Geld! Er hat Wort gehalten, es hat mir bis jetzt noch an nichts gefehlt, und es behagt mir, so ohne Sorgen zu sein. Wenn er mich nur nicht für gar zu einfältig halten wollte!... Aber auch das ist gut, ich will mich ihm nur als gerade so klug zeigen, wie er mich verlangt... Wie mir scheint, wird dahinten der vornehme Bauernfang getrieben! Um ihm zu zeigen, daß ich ein guter Schüler bin, will auch ich ein bißchen Aht geben, und war's nur zu meiner eigenen Orientirung... Wolf ist also hier und die Kanone werden ausgelagt — buchstäblich eine Wolsgrube! An Treibern soll's nicht fehlen, sagte er mir damals schon; ich aber scheine im hintersten Treffen stehen zu sollen. Um so besser: so werde auch ich beobachten können! Eins thut mir freilich leid: daß ich aus den Augen der schönen Frau verbannt sein soll! Was er will, oder vielmehr, wie er es will, das verstehe ich noch nicht ganz; auch den Zweck nicht, weshalb ich mir den Bart kürzen lassen mußte!... Niemand kannte mich ja hier; ich hätte höchstens einigen Jugendfreunden durch Zufall begegnen können, aber die würden mich ja um so viel eher wieder erkannt haben... Na, morgen werde ich ja hören, und was er mir verschweigt, werde ich mir zusammen reimen. Auch hinter den Zusammenhang der sogenannten rothen Distel will ich kommen, mit der er so geheim thut oder... sollte er mich für einen Esel gehalten haben, indem er mir eine Distel vorhielt?... Sei schlau, John! Er kannte Wolf's Vermögensverhältnisse schon, als er mit ihm selbst erst seit einigen Tagen bekannt war. Er that gegen ihn so höflich familiär, als sei er ihm gar kein Fremder, und Wolf wollte doch nicht einmal gegen mich, seinen Jugendfreund, mit der Sprache heraus!“

„Er hat also eine feine Nase. Er redet alle lebenden Sprachen, und daß er seine Sache im Großen zu betreiben versteht, hat er mir in Lissabon bewiesen, wo ich in sein Garn lief; ich wette auch darauf, als er mich dort so sonderbar scharf und lange anschaute, da kalkulirte er schon, was er etwa mit mir anfangen könne. Freilich macht das seinem Scharfsinn alle Ehre, aber ich habe mich doch gehütet, ihm mehr zu sagen, als er hören durfte; ich mußte auch als Wolf's Freund auf meine Ehre halten und behielt dadurch noch immer einen Trumpf in der Hand, um später sagen zu können, daß er mich schlecht gemacht. Einem Gauner ist es immer ein Verdienst, wenn er einen noch halbwegs ehrlichen Menschen zu seinesgleichen gemacht.“

John sammelte sich aus seinem Nachdenken, er richtete sich auf und warf einen Blick auf die inzwischen um ihn her erschienenen Gäste, Gruppen von Herren und Damen, deren Unterhaltung der Opern- und Schauspielvorstellung des Abends galt. Eitel, wie er war, machte er sich den Vorwurf, nicht schon früher die Aufmerksamkeit einiger jungen Frauen an den nächsten Tischen auf sich gelenkt zu haben.

Er strich sich den Bart, warf selbstgefällige Blicke umher und bestellte ein Souper und Champagner.

„Zu was knaufere ich!“ lachte er vor sich hin. „Spielen wir den Baron! Eschenburg wird drüben beschäftigt sein, und wenn er mich sieht, wird er daraus nur schließen können, daß ich Lebensart besitze! Mich seinen Freunden vorzustellen, das liegt nicht in seinem Plan, soll mich aber nicht hindern, die meinigen zu finden... Wüßt' ich nur, wer die Dame ist, mit der ich heute Vormittag im Kiosk saß; ihr Schleier hinderte mich, ihr Gesicht zu sehen. Jung ist sie und vielleicht hübsch. Aber ich werd's erfahren, wer sie ist, auch ohne ihn. Eschenburg selbst hat mich gelehrt, in Allem, was ich thue, auch nicht das Geringste außer Aht zu lassen, Alles in Berechnung zu ziehen, jede Person, jeden Umstand in's Kalkül zu nehmen, weil er vielleicht ein wichtiger Faktor werden könne. Ich erwäge also zunächst: in welcher Beziehung steht sie zu ihm? Eschenburg steht hier nach außen hin jedenfalls wie ein achtbarer Mann da, hier wird er schon gesorgt haben; und so kann denn die Dame ebenfalls eine sehr achtbare, vielleicht sogar eine Verwandte von ihm sein. Wäre sie das nicht, so würde er sich nicht öffentlich mit ihr zeigen. Wiederum aber kann sie hier ganz unbekannt sein, was ich fast vermuthen möchte, da sie so neugierig aus der Ecke des Wagens schaute; aber auch in dem Fall wird er dafür besorgt sein,

daß sie hier als achtbar auftrete. Als ich mich, von ihnen unbemerkt, in eine Droschke warf und dem Kutscher Ordre gab, ihnen zu folgen, traten sie Beide in ein großes Magazin; er verließ sie dort, warf sich wieder in eine andere Droschke, und fuhr weiter. Ich machte mir in dem Magazin zu schaffen und kaufte einige Kleinigkeiten; sie verschwand vor mir mit einer der Verkäuferinnen in einer Theilung für Frauenartikel, in die ich ihr nicht folgen konnte. Ich gab vor, eine Dame erwarten zu wollen, die Einkäufe zu machen beabsichtige, und gewann Zeit, bis sie zurückkehrte. Sie zahlte, mir den Rücken wendend, an der Kasse eine nicht ganz unbedeutende Summe, ließ das Gesamte in ihre Droschke bringen und nannte dem Kutscher eine Adresse, die ich aus der Ferne nicht hören konnte. Als ich ihr nachfuhr, mußte ich das Pech haben, daß der Gaul vor meinem Wagen strauchelte und die Scheere desselben zerbrach. Ich stieg aus, aber die Droschke der Unbekannten war hinter dem Gewühl des Wochenmarkts verschwunden und Alles war umsonst gewesen... Aber hübsch muß sie sein und Eht hat sie, ganz das Air einer vornehmen Dame! Ich habe nicht einen einzigen Blick von ihr erhaschen können; sie schien eilig und zerstreut. Ich werde fleißig die Promenaden und die Theater besuchen; irgendwo wird sie mir ja begegnen, und erkennen werde ich sie an dem Händchen, an ihrer Gestalt, diesen hübschen, möglichen Falten oder diese Faktoren!“

John lachte zufrieden vor sich hin, lehnte sich dann zurück, zündete eine Cigarre an und musterte die Gesellschaft. Er fühlte sich so wohl, so behaglich nach so langer Irrfahrt, und wie er trank und immer noch trank, empfand er sogar eine gewisse Dankbarkeit für Eschenburg, der ihm die Wohlleben bereitet, und wenn er durch ihn auch noch die Bekanntschaft der unbekannten jungen Dame machte! Es war ihm ein unabwiesbares Bedürfnis, in seinen gegenwärtigen, so günstigen Umständen einen vertraulichen Umgang mit irgend einem weiblichen Wesen zu haben; seine ganze sinnliche Natur neigte nach dieser Seite hin, und diese hatte ihn bisher stets auf Abwege geführt, wenn er wirklich einmal auf der richtigen Fährte zum Glück gewesen. Seit er plötzlich in so anderen Verhältnissen, nahmen aber seine Gedanken einen höhern Flug. Wer hinderte ihn, den Kavalier zu spielen, ihn mit seiner Persönlichkeit, seiner Weltkenntniß? Die Gruppe da drüben um den Tisch unterhielt sich so langweilig; die beiden niedlichen jungen Frauen unterdrückten heimlich ihr Gähnen. Wenn er da zwischen ihnen säße, welch' uner schöplichen Stoff hatte er, der die Welt umreißt! Und wenn er, wie es ja so manche Laubhändischen Ursprungs machten, sich von anstatt von den Reden schrieb, wer hinderte ihn auch daran?

Ihm schwoll der Kamm, seit er wieder neues Geld in der Tasche hatte; er wollte den Kavalier herauskehren, und wenn es Eschenburg's Absicht war, ihn in den Hintergrund zu drängen, wozu brauchte der Alles zu wissen, was er that!

XVIII.

Frau Valeska von Kerstowan, die sich hatte überreden lassen, ihrem Oheim nach Deutschland zu folgen, hatte in einem kleineren Hotel in der Nähe der Linden einige Zimmer bezogen, während Eschenburg in einem andern ersten Ranges sein Quartier genommen.

Er hatte es nicht für „konvenabel“ gehalten, mit ihr in einem Hause zu wohnen, hielte sie aber am Morgen nach ihrer Ankunft bereits ab, um ihr zu nothwendigen Kommissionen dienstlich zu sein, bei welcher Gelegenheit John ihrer hier anständig ward.

Mit allen Zeichen des Respekts betrat er den Salon der jungen Wittve, blickte umher, ob irgend sonst Jemand anwesend, und als nur diese im Hausgewand ihm entgegenkam, warf er, alle Rücksichten vergessend, seinen Hut auf den Divan und sich neben denselben.

„Gut geschlafen, Leska?“ fragte er in familiärem Ton, ein Bein auf den Divan streckend und sich zurücklehnd. „Hatte vermisstes Pech im Spiel, schlechtes Cartee, aber hat auch sein Gutes. Muß mich erst in dem Bad wasser hier wieder zurecht finden!... Wie bist Du zufrieden in dem Hause?“

„D, es fehlt mir an nichts, nur an... Unterhaltung! Ich bin so fremd hier!“

„Desto besser! Hüte Dich, sie allzu sehr zu suchen! Hat man nach Deinen Legitimationen gefragt?“

„Niemand!“ Frau von Kerstowan ließ sich ihm gegenüber auf einem Hauteuil nieder, ihre kleine weiße Hand fuhr ordnend über das lose im Nacken aufgeheftete Haar, dann die Arme unter der Brust kreuzend, ließ sie das Pärchlein auf der Fußspitze balanciren.

Sie war verstimmt, gelangweilt, eine ganz Andere, als ihren vier Wänden, als sie sich in Italien gezeigt.

„Bilzet erwartete mich in Neapel und Sie schleppen mich hieher, wo ich mich schwerlich zu Hause fühlen werde!“ Er schrieb noch vor unserer Abreise so dringend.“

„Ist er in so glänzenden Verhältnissen, daß er sich einen so kostspieligen Gast einladen konnte? Ich mußte Sie allerdings in Florenz, wohin ich Sie einlud, eine Zeitlang in der melancholischen Rolle einer trauernden Wittve langweilen, die Sie vorzüglich kleidete, aber ich meine, die Geschäfte gehen vor... Oder täuschte ich mich, beurlaubte Sie derselben nicht?“

Eschenburg's Ton klang ironisch und doch legte er in seine Miene eine gewisse Galanterie.

„Ich sagte Ihnen, die Klugheit habe mir gerathen, für eine kurze Zeit mich in das stille Sorrent zurückzuziehen.“ Und sie rief Ihnen nicht, mir aufrichtig Ihre Gründe zu nennen, die ich anfangs nur vermuthete, später aber zu überzeugen vermochte — oder glaubte. Als Sie mir in Eile auf dem Bahnhofe vom Coupé aus gerade in die Arme liefen, hatten Sie die Absicht, sich als Kranke und Hilfesuchende in das stille Pisa zu flüchten, wo Sie allerdings Niemand unter den Patienten gesucht haben würde. Sie mußten auch eine recht stürmische Zeit hinter sich haben, denn Sie sahen wirklich sehr erschöpft aus, und das gab mir die Idee, Sie in eine Gemüthsfranke, in eine trauernde Gattin zu verwandeln. Der Wittwenschleier deckt ja mit sich, was nicht gesucht zu werden wünscht. Seit Sie den Schleier abgelegt, durfte ich Ihnen das Kompliment machen, daß Sie während der bald drei Jahre, in welchen ich Sie nicht mehr gesehen habe, an Ihrer Schönheit nichts eingebüßt. Indes nicht diese ist es, deren ich bedarf; sie könnte mir unter Umständen sogar lästig sein, wenn Sie in weiblichem Instinkt hier von derselben Gebrauch machen wollten.“

„Ich that bisher, was Sie von mir beehrten!“ Und ich danke Ihnen dafür! Sie überwachten Ihre Natur mit anerkennenswerther Vorsicht; trotzdem war ich aber genöthigt, der Frau von Hangenstein scheinbar absichtslos umständliche Erklärungen über die Eigenthümlichkeit Ihres Wesens, Ihres Temperamentes zu geben, wenn ich beobachtete, daß dieselbe eine gewisse Kühle zeigte. Man kann die junge Frau nicht eigentlich und wirklich klug nennen, aber sie besitzt den richtigen Frauentakt, der sie freilich nicht hinderte, sich in eine Eise zu stürzen, von deren unglücklicher Tragweite sie jetzt nur in Momenten der Verstimmlung eine noch unverständene Ahnung ansieht.

„Sie, Frau von Kerstowan,“ fuhr er fort, den Namen ironisch betonend, „hatten sich bisher nicht über die Schwierigkeit der Aufgabe zu beklagen, die ich Ihnen ertheilte. Die junge Frau, von der Welt isolirt durch die Menschenheute ihres Gatten, bedurfte eines Wesens, dem sie sich mittheilen konnte; halb Deutsche, halb Spanierin, liebt sie eine gemüthvolle Unterhaltung. Sie sollten sich ihr Vertrauen gewinnen, sich ihr möglichst unentbehrlich machen, während ich ihren Gatten nach meinen Zwecken hin zu beeinflussen suchte. Das ist nun auf der Reise leidlich gelungen, jetzt aber findet Frau von Hangenstein ihre Schwester hier, und da gilt es für Sie, Ihren Platz zu behaupten. . . Gesellschaftlich wird die vielleicht seine Gedanken haben, denn sind Sie an diesem Platz auch nicht bekannt, so dürften von Wien oder Petersburg aus Begegnungen hier zu fürchten sein.“

Frau von Kerstowan verzog die Oberlippe; sie schien verlegt durch diese Mahnung und warf den Nacken zurück über die Stuhllehne.

„Ich darf diese Andeutung nicht unterlassen; aber hören Sie weiter!“ fuhr er gleichgültig fort. „Schon auf der Reise hieher gestand ich Herrn von Hangenstein, es seien mir, der ich die Ordnung der Vermögensverhältnisse meiner allzu sorglosen Nichte übernommen, Mittheilungen aus Ungarn zugegangen, nach welchen die Hinterlassenschaft Ihres seligen Gatten sehr beunruhigend zusammenschumpfe; fremde berechnete Ansprüche schmälerten das Vermögen in einer Weise, die, wenn sie auch nicht Ihre Existenz wirklich bedrohten, Ihnen doch ein standesgemäßes Leben kaum noch gestatten würden. Ich sei nun allerdings bereit, Sie zu unterstützen, aber nach den grausamen Verlusten, die auch ich erlitten, sei ich ebenfalls nur noch im Stande, meinen Ansprüchen gemäß zu leben. . . Sie hören mich, Frau von Kerstowan?“ fragte er, als sie Zeichen der Ungehorsam gab.

„Ich höre! . . . Nur weiter!“ Sie streckte die runden, sich bis über die Ellenbogen entblößenden Arme aus, ließ die Hände auf die Stühle sinken und verblieb so zurückgelehnt in sinnender, unzufriedener Haltung.

„Ich mache Sie wiederholt darauf aufmerksam, daß die Umstände und Gründe Ihrer jählungen Abreise aus Pest mir vollkommen bekannt,“ fuhr Eschenburg mit warnendem Nachdruck fort. Frau von Kerstowan's Arme erzitterten leise, sie sanken herab. Eschenburg sah, wie sie ihre Augen fest geschlossen hielt. „Man vermuthete in Ihnen denselben schmerzlichen Fluchtling, der vor anderthalb Jahren Wien heimlich zu verlassen Ursache hatte, sich nach Amerika wandte und in der Ueberzeugung, vergessen zu sein, in Pest wieder erschien. Sie werden also gut thun, hier jedes persönliche Aufsehen zu vermeiden; nur in diesem Falle sind Sie sicher unter meinem Schutz, und so nur werde ich auch meine Verpflichtung gegen Sie halten können!“

Frau von Kerstowan beharrte in ihrem Schweigen; sie wagte keine Gegenrede, aber sie war bleicher als vorher.

„In diesem Sinne nun habe ich auch meinen Plan gemacht. Frau von Hangenstein weiß, so vermuthet ich, schon von Ihren sich plötzlich so möglich gestaltenden Vermögensumständen; die Schwester derselben, die eine sehr lebenslustige junge Frau sein soll und in der Gesellschaft hier eine hervorragende Stellung hat, wird jedenfalls den Einfluß auf sie üben, den eine gleichgestellte Freundin auf sie haben kann, dagegen wird sie hier einer Dame de compagnie bedürfen, und so handelt es sich also darum, ihr Zartgefühl zu überwinden und sie zu vermögen, daß sie sich bereit erkläre, die ihr so eng betraute Reisegesährtin als Gesellschaftsdame in ihr Haus zu nehmen. . .“

„Sie finden das unangenehm!“ fuhr er achselzuckend fort,

als Frau von Kerstowan sich unwillig aufrichtete und ihn anstarrte. „Ich meinerseits sehe nichts darin, was Ihnen widerstrebend sein könnte. Diese Stellung gibt Ihnen einen Ruhepunkt nach stürmischem Leben; Frau von Hangenstein wird es sicher nicht an den nöthigen Rücksichten gegen Sie fehlen lassen. Sie werden ihr nach wie vor eine Freundin, und was ich noch mehr wünsche, eine Beratherin, eine Helferin sein, während Sie die junge Frau in der bescheidenen Haltung einer vom Schicksal geprüften Wittwe — aber ohne sentimental zu werden, bitte ich — mit allen Aufmerksamkeiten umgeben, sich ihr unentbehrlich zu machen suchen und, was eine Hauptsache, jede überflüssige Verührung mit den in ihrem Hause verkehrenden Gästen vermeiden. Sie werden hiefür immer einen günstigen Vorwand haben, wenn Sie sich zeitweise in Ihren Kummer zurückziehen, sobald nämlich Ihr Dienst — ich wollte sagen Ihre Stellung — nicht eine heitere Stimmung und Miene von Ihnen verlangt.“

„Ich gebe zu,“ fuhr er fort, „es ist langweilig, was ich von Ihnen begehre, aber es ist nothwendig für Ihre Zukunft, und wie schwer kann es denn sein, in Gegenwart der jungen Frau ein heiteres, verbindliches Lächeln oder, wenn Sie sich unbeobachtet glauben, ohne es wirklich zu sein, eine heimliche Wittwen Thräne zu zeigen. In Ihrer Hand wird es ja auch liegen, sich zu entschädigen dadurch, daß Sie auch auf Herrn von Hangenstein einen heimlichen Einfluß gewinnen, aber ich bitte dringend: so heimlich, daß die junge Frau keine Ahnung davon bekomme. Ich müßte mich sehr in Ihnen irren, wenn Sie dieß nicht verstanden. Er hat ein gewisses Interesse für Sie — unbegreiflich genug — während seine schöne Frau ihn kalt läßt; er hat durch seine Verheirathung das Bedürfnis nach Umgang mit Frauen gefunden, aber er will frei sein darin; die Pflicht drückt ihn.“

„Ich irre mich sicher nicht, wenn ich nach dem, was ich mir gestern Abend erzählen ließ, annehme, daß die junge Frau von ihrer heitern, lebenslustigen Schwester mit oder wider ihren Willen in die Gesellschaft hineingezogen und von dieser als schönes Weib stark in Anspruch genommen werden dürfte, während Hangenstein in derselben einen unerträglichen Zwang sehen und sie so viel als möglich fliehen wird. Sie werden also Gelegenheit haben, ihm in Abwesenheit der Gattin die Häuslichkeit angenehm zu machen, und ich brauche Ihnen sicherlich nicht zu rathen, wie Sie das anfangen. Sie kennen ihn ja, wie er ist; grotesk vermöge seiner Hünenform, gutmüthig, aber starrsinnig wie ein ungezogener Knabe, großmüthig, aber mit dem Bewußtsein, es sei Niemand seiner Großmuth werth, unregierlich und doch am Gängelbunde zu führen durch Den, der es versteht, und endlich scheu, weil er aus Gewohnheit wie ein Schlehenstrauch seine Dornen herausstreckt, damit ihm Niemand zu nahe komme. . .“

„Es ist unnöthig, Ihnen das Alles zu sagen,“ schloß Eschenburg, müde des Redens. „Den Zeitpunkt, wo die junge Frau schließlich doch eine Ahnung fassen kann, daß Sie ihr gefährlich, den werden wir ja erweisen; ich gebe Ihnen einen Wink, und das Uebrige wird sich dann von selbst finden.“

Er erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab, während Baleska mit gekreuzten Armen vor sich niederblickend das Gehörte zu überlegen schien.

„Also die Kammerjungfer!“ murmelte sie mit bebenden Lippen vor sich hin.

Eschenburg blieb neben ihr stehen und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Kenne es, wie Du willst, und mach' daraus, was Du kannst, aber gehorche!“ Ein Druck der Hand beugte sie unter seinen Willen.

Mit finstern Antlitz sah sie da, störrisch vor sich niederblickend, dann die Hand auf den heftig arbeitenden Busen legend, erhob sie sich und schaute ihm in's Gesicht. Aber vor seinem Blick erschreckend, senkte sie den ihrigen wieder.

„Ich bin bereit, obgleich ich dieser langweiligen Komödie schon satt! . . . Aber nicht aus Furcht geschieht es!“ rief sie, das Haupt kühn wieder aufrichtend. „Nicht aus Furcht, denn was kann mir geschehen?“

Eschenburg legte mit boshaftem Lächeln die Hand auf ihren Arm und sich zu ihr beugend, flüsterte er ihr ein Wort in's Ohr. Erblichend trat sie zurück und wandte sich ab.

„Ich gehe!“ Eschenburg griff phlegmatisch nach seinem Hut. „Und damit auch nicht der Schein einer Demüthigung entstehe, werde ich Frau von Hangenstein ersuchen, selbst ihre zukünftige Hausfreundin abzuholen. Und bist Du bei ihr installiert, so — höre mich genau an — hast Du Folgendes zu thun: Du wirst insgeheim auf Alles achten, was sie thut, und es mir in einem Billet melden, ohne einen Namen zu nennen. Du wirst ferner heimlich einen Wachsabdruck von allen ihren Schlüsseln nehmen, vorzugsweise aber von denen ihres Gatten, was Dir bei einiger Klugheit ebenfalls gelingen muß, wenn Du Dich auch ihm nützlich zu machen suchst. Was ich ferner noch von Dir begehren sollte, wirst Du hören, vor Allem aber wirst Du mir mit der größten Aufrichtigkeit Deine Meldungen machen. . . Und jetzt Adieu! Deine Rechnung im Hotel bezahle ich; Du hast Dich um nichts zu kümmern. . . Auf Wiedersehen!“

Er ging. Baleska stand noch sekundenlang regungslos. Dann auf den Sessel sinkend, preßte sie die Hände geballt vor die Stirne.

„Daß ich ihm wieder in die Hände gerathen mußte!“

ächzte sie zähneknirschend. „Diesem Ahasver der Gauner und falschen Spieler, diesem Menschen, der überall, wo es ein Unglück zu stiften gibt! Millionen soll er schon besitzen, aber unersättlich zieht er wie ein böser Geist durch die Welt, und wehe Demjenigen, den zu verderben er sich ausgewählt hat, er verendet unter den Zähnen dieses Vampyr's. Meinen Vater hat er ruinirt und mich hat er der Schande in die Arme gedrängt unter dem Vorwand, den Unglücklichen vor dem Zuchthaus zu retten. Ich fürchte mich vor ihm, denn er wußte mich auszunutzen, als er mich elend sah; von ihm waren sie Alle gesandt, die mich so mitleidig und scheinbar zufällig fanden, als ich ein Raub der Verzweiflung, die mich zu ihrem Spielball machten, während ich wieder glücklich zu werden glaubte durch Jenen, der mich mit meinem Herzen zu seiner Fehlerin machte und mich mit sich schleppete. . . Ich fürchte mich vor diesem Ahasver, aber soll' ich einmal nichts mehr zu fürchten, zu verlieren haben, so soll er auch mich kennen lernen! Auch dieses Schicksal hat sicher noch eine einzige weiche Stelle in seinem Herzen, die der Satan noch nicht vergiftet, und an der will ich ihn packen, ich schwör' es ihm. . .“

„Und jetzt genug!“ Sie erhob sich ruhiger. „Ich will thun, was er begehrt, denn er hat es verstanden, mich auf Gnade oder Ungnade in seine Hand zu spielen, und Bilzet handelte sicher in seinem Auftrag, als er mich nach Neapel rief, vorgehend, er erwarte mich im Bahnhofe von Florenz. Eschenburg bedurfte einer Helferin; er hatte ein neues Opfer aufgespielt. Sollte ich es warnen, retten? Wer warnte und rettete mich? Eschenburg, der mich verschlagen und flüchtig wußte, zeigte mir goldene Verge, und er hält Wort, das ist die einzige Tugend dieses Schurken. ‚Geh‘ zurück nach Amerika, sobald ich Dich wieder entbehren kann,‘ sagte er mir. ‚Mit zehntausend Dollars in der Hand, die ich Dir verspreche, wird es Dir ein Leichtes sein, einen Geldproben zu finden, und sollten mich meine Geschäfte noch einmal hinüber führen, so sehe ich Dich dort als reiche Frau. . . Sei unbeforgt, ich will dann nichts mehr von Dir; es ist der letzte Dienst, den ich hier von Dir verlange!‘“

Baleska fuhr mit der Hand durch die Luft, als wolle sie alle die Gedanken verjagen. Sie trat in ihr Schlafgemach, um an ihre Toilette zu gehen.

„Die gnädige Frau selbst soll mich abholen; ich werde also das Zimmer hüten müssen, um sie zu erwarten. Eine Narrin, die so unbesonnen, eine Freundin als Dienerin zu nehmen! Bin ich ihr diese erst, so bin ich Eschenburg's treueste Verbündete, denn jede freudvollste Bitte von ihr wird mir wie ein Befehl klingen. . . Aber bah, laß es gehen! Wer so weit abwärts gegangen wie ich, der zieht auch Andere gern mit sich. Man soll mit mir zufrieden sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Bürgersfrau aus Szegedin.

(Fortsetzung.)

Wie ihre in einem wogenden Meere untergegangene Heimatstadt nach des Königs Wort, „schöner als sie jemals war“, wiedererstand, so sehen wir auch die Bürgersfrau von Szegedin vor uns „schöner als sie jemals war!“

Wo gab es in der guten alten Zeit in Szegedin Boulevards mit Palästen, Dämme wie in Holland und eine Brücke wie über den Niagara. Wo gab es „vor dem Wasser“ eine Szegediner Bürgersfrau in feidenen Leibchen und in feidener Haube, beide über und über mit Goldschnüren und Goldstickereien geziert, wie man jetzt diese vielfach sieht?

Jetzt ist das aber nur kostspieliger Luxus, damals wäre es wenigstens von Vortheil gewesen.

Man hätte wenigstens gewußt, welche Frau nach Szegedin gehört, welche nicht.

Wozu? wird der Leser neugierig fragen.

Nun, es gab im alten Szegedin eine Brücke, welche die Szegediner Einwohner frei passieren konnten, jeder Andere aber mußte Brückengeld bezahlen.

Hätte man die Bürgersfrauen am Blinken ihrer Goldschnüre erkannt, so wäre es leicht gewesen, die Fremden zu erkennen und zu besteuern.

Damals aber waren die Frauen von Szegedin in der Kleidung von den Einwohnerinnen Makos und Dorozsmas kaum zu unterscheiden.

Der edle Magistrat brachte Jahrzehnte mit den Verathungen zu, wie man dem Mißbrauch ein Ende bereiten könne, denn es war kein Brückeneinkommen zu finden, der alle 60,000 Einwohner Szegedins gekannt hätte; es konnte daher auch jeder Fremde sagen, er sei ein Kind dieser Stadt und dieselbe bei jedem Gang über die Brücke um bare zwei Kreuzer verlören.

Glücklicherweise hatte die Stadt — so erzählt der Novellist Miksa — einen Einwohner Namens Stephan Nagy, der sich eines Tages beim Bürgermeister einfand, um ihm anzukündigen, daß er ein neues Brückenzollreglement erdacht habe, welches der Stadt eine jährliche Mehreinnahme von zehntausend Gulden sichere.

„Machen Sie keine Dummheiten, mein Herr Stephan Nagy,“ sagte der Bürgermeister. „Ganz andere Leute als Sie sind außer Stande, diesem Uebel abzuhelfen.“

„Und ich habe die Sache heraus. Belieben Sie mir eine städtische Kommission beizugeben. Ich werde auf die einfachste Art beweisen, wer ein Szegediner ist, wer nicht.“

Was war da zu thun, als eine Kommission auszusenden; laßt uns sehen, was für Dinge Stephan Nagy im Kopfe hat!

Als dann die Kommission und der Einwohner sich beim Brückenkopfe aufstellten, kam — als Erste — eine bejahrte Bäuerin in buntem Tuche.

„Von wo find Sie?“ frag Stephan Nagy gewohnheitsmäßig.

„Aus Szeged.“

„Out! Sagen Sie mir auch noch, Frau Tante, womit essen Sie die Suppe?“

„Mit dem Löffel (Kanálal),“ antwortete das Mütterchen.
 „Richtig. Sie können hinübergehen.“
 Nun kam ein schlankes Mädchen, mit zugedecktem weißem Korbe, tänzelnden Schrittes in ausgetrennten farmoisinrothen Schuhen.
 „Von wo sind Sie?“
 „Aus Szeged.“
 „Gut, mein Schwesterchen. Womit ist man bei euch die Suppe?“
 „Mit dem Leefel (Kanaóval),“ antwortete sie muthig.
 „Om, dann zahlst Du zwei Kreuzer.“
 Die Stadträtche aber staunten und begriffen nun, daß die Landleute aus der Umgebung Dialekte sprachen, die, von jenem der Szegediner ganz verschieden, zugleich als Erkennungszeichen zwischen Einheimischen und Fremden dienen konnten.
 Seither mußten die Brückeneinnehmer nach diesem Rezepte Stephan Nagy's die Zuständigkeit prüfen.
 Auf der heutigen Theißbrücke muß auch der Szegediner denselben Tribut entrichten, wie der Fremde, und so nicht es den

Bürgerfrauen von Szegedin gar nichts, wenn man sie auch schon von Weitem an ihrer reizenden Kleidung erkennt.
 Die heutige Szegedinerin ließe sich aber auch nicht über den Löffel examinieren, es würden in diesem Falle gar oft die Löffel *) der Einnehmer in ihre kräftigen Händchen gerathen.
 Die Bürgerin von Szegedin versteht es aber nicht nur, nun in ihrem Neuziehen mit der aufstrebenden Schönheit ihrer Heimatstadt Schritt zu halten, sie versteht es auch, durch eigenen Erwerb die Ersparnisse des Gatten zu vermehren.
 Zu den alten — von Frauen geübten — Hausindustriellen Szegedins gehört die Erzeugung von Wäscheleinen. Wie sehr auch die moderne Fabrikation gerade diesen Artikel im Preise drückt, kann sie das treffliche und beliebte Produkt der Szegediner Frauenindustrie nicht vom Markte verdrängen.
 Dann im Garten ... welch' sonderbares Gewächs, mit grünen und rothen Schoten, an Stangen und Wänden hängen ganze große

*) In der Jägersprache: Chren.

Guirlanden davon zum Trocknen; in den Guirlanden ist keine einzige grüne Schote mehr, alle prangen in prächtigem, glänzendem Roth.
 Das ist der Paprika von Szegedin ... das rothe, wegen seiner Milde und seines feinen Aromas im ganzen Ungarlande geschätzte Tafelgewürz.
 In anderen Gegenden Ungarns wachsender Paprika wird in großen Massen exportirt, um die Apotheken des Kontinents mit „Sagennepfeffer“ zu versorgen, während der Paprika von Szegedin im Lande bleibt, eine edle, beliebte und gern bezahlte Spezialität.
 Das rothe Gewürz hilft die Börse der Szegediner Hausfrauen mit Goldfächern füllen und dient als türkischrothe Schotenguirlande bei festlichen Einzügen, wenn der König durch die Stadt fährt oder der Abgeordnetenkandidat seinen geräuschvollen Wahlkampf hält, neben Fahnen und Teppichen als Dekoration.
 Bei der Wiener Weltausstellung — im letzten Winter — hatte eine Szegediner Ausstellerin den glücklichen Einfall, der Kronprinzessin Stephanie ein niedliches Bouquet aus Paprikaschoten zu überreichen. Die Prinzessin nahm das originelle Geschenk freundlich



Schloß von Sigmaringen. Originalzeichnung von Eulenstein.

entgegen, und die lokalen Wiener trugen einige Wochen hindurch kleine rothe Paprikabouquets in den Knopflochern.

Die Szegedinerin liebt den Paprika als Würze der Speisen, und schon in die Suppe mengt sie eine solche Dosis davon, daß dieselbe geröstet erscheint.

Manche unserer lebenswürdigen Leserinnen würde nach dem ersten Kosten dieser Suppe ein heftiges Brennen auf der Zunge fühlen und wäre im Moment außer Stande, die Frage des Stephan Nagy zu beantworten: „Womit haben Sie die Suppe gegessen?“
 Marius Hocht.

Das fürstlich hohenzollern'sche Residenzschloß zu Sigmaringen.

Das Schloß Sigmaringen wird jetzt viel genannt und die Blicke des deutschen Volkes richten sich mit Sympathie auf diesen süddeutschen Fürstenthum, weil dort ein fürstliches Familienfest gefeiert wird, welches ein edles Menschenpaar unter dem goldenen Hochzeitsfranz vereint. Fürst Karl Anton von Hohenzollern und seine

Gemahlin Josephine begehen nämlich am 23. Oktober ihr fünfzigjähriges Ehejubiläum, die goldene Hochzeit. Der Jubilar ist am 7. September 1811 geboren und war von 1858—1862 preussischer Ministerpräsident, dann Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westphalens, die Fürstin Josephine ist eine Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl von Baden. Von den vier Kindern des Jubelpaares ist der älteste Sohn Leopold preussischer Generalleutnant, der zweite Sohn Karl König von Rumänien, der Prinz Friedrich Kommandeur des zweiten preussischen Dragonerregiments und die Tochter, Prinzessin Maria Luise, vermählt mit dem Prinzen von Belgien, Philipp Grafen von Flandern. Der Stammsitz dieses Fürstenhauses, den wir im Bilde unseren Lesern hier vorführen, ist an der obren Donau auf steiler Höhe eines senkrecht abfallenden, an seinem Fuß von der Donau bespülten Jurafelsen gelegen, ehrwürdig durch Alter und Geschichte, die Stadt gleichen Namens überragend und beherrschend.

Um den hochragenden Hauptthurm, der auf den Grundmauern eines römischen Kastells ruht, gruppieren sich malerisch die in verschiedenen Jahrhunderten entstandenen weiträumigen Schloßbauten. Mit Ausnahme der in den römischen Bauresten redenden Zeugen fehlt uns über jenes Zeitalter, sowie über die

weitere Vergangenheit des Schloßes und seiner Bewohner bis zum Ende des 11. Jahrhunderts jede Nachricht. In die Geschichte tritt dasselbe im Jahre 1077 ein mit der historisch verbürgten Belagerung durch Rudolph von Schwaben, Gegenkaiser Heinrich's IV., welche mit dem Entfalle der Burg durch den in eigener Person heranrückenden Gegner und der Flucht Rudolph's endigte.

Aus diesem Vorfall darf auf eine gewisse Bedeutung der Burg und deren Besitzer schon in jener frühen Zeit geschlossen werden. — Die ersten Grafen von Sigmaringen übergehend, führen wir an, daß dasselbe um 1270—1290 im Besitz der Grafen von Montfort war und im letztgenannten Jahre durch Kauf an die Habsburger überging. — Im fortdauernden Wechsel des Besitzes kam Burg und Stadt im Jahre 1323 an Graf Ulrich von Württemberg, 1459 an die Grafen von Werdenberg und fiel endlich 1534 an das Haus Hohenzollern, bei welchem es bis heute verblieben ist.

In diesen Tagen füllen sich die Brunkgemächer des Schloßes mit einer erlauchten Gesellschaft von Fürsten, der deutsche Kaiser an der Spitze, welche das seltene Fest des edlen Fürstenpaares durch ihre Anwesenheit verherrlichen wollen.



König Friedrich I. von Preußen im Atelier Schlüter's vor dem Reiterstandbild seines Vaters, des Großen Kurfürsten. Gemälde von J. Bille. (S. 175.)
Nach einer Photographie von Gustav Schauer in Berlin.

Die große Spekulation.

Novelle

von

Karl Beck.

V.

Es war gegen neun Uhr Vormittags; die Kommerzienrätin Helmenthal hatte bereits den Frühstückstisch geordnet; Alles war bereit, nur Ottilie fehlte noch.

Unruhig sah die Mutter nach der Thür, durch welche die Erwartete eintreten mußte, und war eben im Begriff, sich selbst nach dem Grunde der ungewöhnlichen Zögerung zu erkundigen, als Ottilie plötzlich mit einem freundlichen „Guten Morgen“ vor ihr stand. Anfänglich entging es der Kommerzienrätin, daß ihre Tochter sich augenscheinlich in einer besondern Stimmung befand, als sie jedoch wie mechanisch nach Ottiliens Tasse griff, um sie neu zu füllen, bemerkte sie mit Erstaunen, daß dieselbe noch unberührt da stand. Fragend blickte sie ihre Tochter an; da sah sie, das Auge weit geöffnet, den Bufen wie von gewaltigen Gefühlen gehoben, ein beglücktes Lächeln auf den Lippen.

„Was hast Du, Ottilie? Warum trinkst Du nicht? Ist Dir was Besonderes begegnet?“

„Mir nicht, Mutter, mir nicht; aber Frau Reimann hat mir heute früh geschrieben, daß —“

„So früh schon? Ei, es muß was Namhaftes sein, das diese stolze Dame an den Schreibtisch geführt hat, wenn sie überhaupt noch ein solches Möbel besitzt!“

„Schilt nicht, Mama; Hedwig ist gut, ist edel, eine wirklich vornehme Natur!“

„Eine hochmüthige Narrin ist sie, der nicht wohl war im Hause des einfachen Kaufmanns, die den Gatten verließ, nachdem sie ihn mit ihrer Verschwendung zum armen Mann gemacht hatte. Du weißt, ich kann diese Frau nicht leiden, die wunder denkt, was sie ist, weil ihr Vater Geheimrath gewesen. Von der ganzen Herrlichkeit ist ihr nichts geblieben, als ein elendes Porträt in goldenem Rahmen; nun, das macht sie gewiß nicht satt!“

„Schilt nicht! Du magst Recht gehabt haben, ihr wegen der Scheidung zu zürnen, die ich selbst stets mißbilligte; aber jetzt hat sie es ja wieder gut gemacht; sie schreibt mir eben, daß sie sich mit ihrem Manne ausgesöhnt.“

„Wieder ausgesöhnt? Wirklich? Ach, der arme Mann!“

Unwillig erhob sich Ottilie und trat an das Fenster; es that ihr wehe, die Freundin so lieblos beurtheilt zu hören.

„Nun, nun, liebes Kind, es war nicht so schlimm gemeint. Komm' her zu Deiner Mutter, komm“, rief die Kommerzienrätin, welche an der einzigen Tochter mit großer Zärtlichkeit hing; „erzähle, wie die Aussöhnung zu Stande gekommen ist.“

„Das weiß ich selbst noch nicht und ich glaube auch nicht, daß es Dich sonderlich interessieren dürfte, da ich recht gut Deine Abneigung gegen Hedwig kenne.“

„Gewiß habe ich niemals ein Geheimniß daraus gemacht, daß mir Frau Reimann in vieler Hinsicht keine Bewunderung zu verdienen scheint. Ich mag die Leute nun einmal nicht, die so ganz ohne allen Grund auf andere Menschen hinabschauen. Doch lassen wir das; im Grunde freue ich mich auch, daß Mann und Frau wieder beisammen sein werden. Ach, Ottilie, wenn Du Dich auch entschließen wolltest, endlich eine Verbindung einzugehen! Laß uns ernsthaft darüber sprechen; Du bist nicht mehr so jung, daß Du noch lange wählen könntest. Sieh, da ist Herr Ferdinand Wallmann, von der Firma Kerger, Wallmann & Compagnie, der schon so lange auf Dein Jawort wartet, ein tüchtiger Kaufmann und ein passender Gatte für Dich!“

„Ich mag ihn nicht, denn er will nicht mich, sondern mein Geld!“

„Kind, Kind, damit ist denn doch nicht gesagt, daß er Dich nicht auch liebt. Beides verträgt sich ganz gut miteinander. Auch Dein seliger Vater sah, als er mir seine Hand anbot, darauf, daß ich Vermögen hatte, und doch haben wir eine glückliche Ehe miteinander geführt!“

„Glücklich, Mutter, glücklich? Bist Du wirklich glücklich gewesen?“

„Ich war recht glücklich“, erwiderte die Mutter, „in den dreißigjährigen Jahren meiner Ehe! Wollte Gott, Du wähltest ein ähnliches Loos, wie es mir zu Theil wurde und ich könnte den Brautfranz in Deinen Locken sehen!“

„Du weißt, ich halte die Ehe für so heilig, daß ich erst dann mich fesseln werde, wenn mir mein Herz zuspricht: Ja, Du wähle, der ist Dir von der Vorsehung bestimmt! Nur den Mann, den ich liebe, aufrichtig und wahr, den werde ich wählen, wenn er mich selbst, nicht bloß mein Vermögen liebt!“

„Kind, was sind das für Uebertreibungen! Die Männer, alle, wie sie da sind, lieben erst das Geld und dann das Mädchen!“

„Nicht alle! O, es gibt auch edle und reine Naturen, die der wahren Liebe fähig sind!“

„Da fürchte ich, wirst Du warten und wählen und verwerten und wieder wählen — bis es zu spät ist! Sei doch verständig! Nenne mir eine reine Neigungsgeweihte, die ein gutes Ende genommen hätte? Ueberall kam der hintende Vort nach! Der Raub entlich und Gleichgültigkeit, ja Abneigung trat an seine Stelle!“

„Brechen wir ab, Mutter, brechen wir ab, denn hier laufen unsere Ansichten zu weit auseinander!“

„Nein, Ottilie; es ist meine Pflicht, Dich auf die Gefahr, die Dir droht, aufmerksam zu machen!“

„Eine Gefahr?“

„Ja, die nämlich, daß Du sitzen bleibst! Es gibt auf der weiten Gotteswelt nichts Bedauernswürdigeres, als eine alte Jungfer; die ist allen Menschen und sich auch zur Last. Eine Fülle von romanhafter, jugendlicher Liebe zu einem unbekannten Gegenstande im Bufen, trocknet sie äußerlich ein, wie ein Strauch, dem Regen, dem Sonnenschein fehlt; aber im Innern, im Herzen, da drängt es, da treibt es fort und fort. Ohne Ruhen für die Welt, bringt sie ihre Tage hin, und man kann noch froh sein, wenn sie ihre überflüssige Zeit nicht dazu verwendet, bei anderen Leuten das Glück zu stören, das sie selbst entbehren muß! Da hat sie ein paar Favorithunde, die sie hätschelt, als wenn's ihre leibhaftigen Kinder wären; da sitzt sie und brütet über albernem Liebesromanen und, gottlob! wenn es noch dabei bleibt und sie nicht noch in ihrem vierzigsten Jahre eine plötzliche und heftige Leidenschaft zu einem jungen Studenten faßt, der ihr gegenüber wohnt und sich über sie und ihre Hunde lustig macht, während sie sich einbildet, endlich ein Herz gefunden zu haben, das sie versteht! So ist sie der Spott der Welt, und von ihren wirklichen oder erdichteten Leiden wendet man sich stets mit Widerwillen und nur selten mit Mitleiden ab!“

„Ich muß gestehen, Du malst mit starken Farben; dieß Talent für die Karikatur habe ich früher niemals an Dir bemerkt!“

„Das ist die reine Wahrheit, keine Uebertreibung; ich habe selbst eine Tante gehabt — Gott habe sie selig — die auch wählte und mäkelte und endlich sitzen blieb. Es war schade um die schöne Person; sie hätte glücklich sein und Andere glücklich machen können, jetzt war sie aller Welt eine Last. Als meine gute Mutter gestorben, leitete Tante Aurelie das Haus. Sehr bald blieben die Freunde fern und die Bewohner lebten wie Kage und Hund mit einander. Mit Niemand konnte sie sich vertragen. Die Leute wurden alle Monate gewechselt; bald war es dieser Grund, bald jener und vor allen Dingen konnte sie nicht sehen, daß der Diener dem Stubenmädchen, oder der Kutscher der Köchin den Hof machte. Endlich wurde es dem Vater denn doch zu bunt, als ich mich beschwerte und er es satt hatte, jeden Tag verweinten Augen zu begegnen. Tante Aurelie zog glücklich ab, gefolgt von den besten Wünschen, daß sie sich nie wieder blicken lassen möge! Von Niemand betrauert, ist sie nach langen Jahren einsam, mit Gott und der Welt unzufrieden, gestorben!“

Ottilie war nachdenklich geworden, ihr graute vor einem solchen Tode. Sie konnte lange glücklich vermählt sein, hätte sie keine romanhaften Ideen eingesogen und wäre nicht Hedwig ihre Freundin gewesen. Die ersteren veranlaßten sie, die überspanntesten Forderungen an ihren Gatten zu stellen, und die Freundin setzte ihr vornehme Präferenzen in den Kopf. Indem sie vor den Männern warnte, die nur des Geldes willen heirathen, drang sie darauf, Ottilie solle eine Verbindung eingehen, die sie in höhere Kreise führen müsse. Jedoch das Mädchen ward bald inne, daß auch jene Freier, die entweder einen vornehmen Titel oder sonst eine gesellschaftliche Stellung zu bieten hatten, ebenfalls mehr nach ihrem Vermögen sahen, als nach ihrer Schönheit.

Dazu kam, daß ihr Herz nicht wenig empfindsam war. Als einziges Kind ihrer Eltern war sie von Jugend an gewöhnt, verhätschelt zu werden; der Vater mehr noch als die Mutter vergötterte sie und drückte ihrem Wesen dadurch das Gepräge einer großen Reizbarkeit auf. Das gelindeste Wort, ein bloßer Scherz, als ob sie nicht mit der feinsten Rücksicht behandelt würde, bewegte sie schmerzlich und erpreßte ihr Thränen. Natürlich beizte sich im elterlichen Hause Alles, dem jungen Mädchen jeden noch so kleinen Kummer zu ersparen; man bewies ihr die übertriebenste Aufmerksamkeit, man verwöhnte sie dergestalt, daß sie sich, als sie älter wurde und ihr die Welt mit tüchtler Freundlichkeit nahe trat, unheimlich und verlassen fühlte.

Sie hatte keine Jugendfreundin, an der ihr Herz hing, der sie ihre kleinen Geheimnisse hätte mittheilen mögen, denn all die Mädchen in ihrem Alter verstanden es nicht, ihr Vertrauen zu gewinnen, sie begeizten auch im Grunde wenig Neigung, die Launen der, wie sie meinten, anspruchsvollen und empfindsamen Ottilie zu ertragen. Erst Frau Reimann gelang es, das Herz dieses Mädchens zu gewinnen.

Das Verhältniß der beiden Freundinnen wurde ein sehr inniges, obwohl es die Mutter niemals verbarg, wie wenig ihr die anspruchsvolle Tochter des Geheimraths zusage. Daß Hedwig darein gewilligt, ihre Ehe zu lösen, konnte allein auf eine kurze Zeit die herzlichen Beziehungen stören; denn Ottilie, deren inneres Leben ein eigenthümliches war, deren Anschauungen nur auf Ahnungen, auf Gefühlen und nicht auf Erfahrungen beruhten, verteidigte mit Eifer und Lebhaftigkeit die Ansicht, daß das Band der Ehe niemals zerrissen werden dürfe. Sie wählte, ein Herz, das mit voller Liebe einem andern sich hingabe, werde auch in diesem denselben Reichtum an Liebe finden, und die Stimme der Treue müsse stets ein verwandtes Echo widerrufen.

Sie kannte das Leben mit seinen rohen Anforderungen nicht, — so mußte sie sich in Täuschungen verlieren. Sie kannte die Liebe noch nicht, sie ahnte kaum, daß nicht selten

ein treues, ein ergebenes Herz fortgestoßen wird, um einem heuchlerischen Huldigungen darzubringen, die dasselbe nicht einmal zu würdigen weiß, oder gar bespöttelt. Sie glaubte an die Möglichkeit einer durch nichts zu störenden Harmonie, die doch selbst den besten Herzen oft versagt bleibt. Erst durch viele Kämpfe ist die Uebereinstimmung der Gemüther zu erringen; ehe man solches Ziel erreicht, gilt es, harten Schmerzen zu ertragen, die eigene Opferfähigkeit wird hart auf die Probe gestellt, und am Ende bleibt es noch immer ein großes Glück, wenn das Ergebnis so vieler Thränen und Leiden nicht ein Schiffsbruch ist, in dem man Alles, selbst den Glauben einbüßt!

Hedwig, wohlbewußt, in welchen Irrthümern Ottilie noch befangen war, hatte trotzdem eingewilligt, das Glück derselben einem Zufalle anheimzustellen; sie hoffte auf den reichen Antheil, sie dachte an die endliche Befriedigung ihres Hochmuths und war bereit, ihrem Götzen die Freundin zu opfern.

Ottilie eilte zu Frau Reimann, von der sie mit allen Zeichen einer tiefen Erregung empfangen wurde. Es war das mahnende Gewissen, das an ihr kaltes und stolzes Herz pochte; — das unbefangene Mädchen hielt die Bewegung der Freundin für die natürliche Folge des wichtigen Schrittes, den sie soeben gethan.

Leicht wurde es dem Agenten und seiner Frau, von dem erwählten Opfer die gewünschte Einwilligung zu erhalten, dem beabsichtigten kleinen Feste beizuwohnen. Frau wäre es Ottilien lieber gewesen, die Versöhnung im Hause, statt in einem öffentlichen Lokal zu feiern, — doch fügte sie sich bald.

„Wir sind nicht vollkommen eingerichtet“, meinte Herr Reimann; „bei Schott nehmen wir ein kleines Zimmer allein, das machen viele sehr vornehme Leute ebenso. Was ist da ungenirt, wie zu Hause, auch möchte ich nicht, daß meine theure Frau gleich wieder mit den Vorbereitungen zum Diner belästigt werde; sie bedarf der Ruhe!“

Dagegen ließ sich nun allerdings nichts einwenden, Ottilie reichte dem Sprecher freundlich die Hand; so zart so rücksichtsvoll war er ihr noch niemals erschienen.

„Aber nicht wahr“, sagte sie, „wir bleiben allein? Ein Fremder würde unsere Freude ja eher stören, als erhöhen!“

„Gewiß, gewiß!“ lautete die Antwort; „ich wüßte auch Niemand, durch den ich an diesem Tage unsern Kreis vergrößert sehen möchte.“

VI.

Der verhängnißvolle Sonntag war herangekommen. Schon vor neun Uhr hatte die Ungebild Reimann nicht mehr im Hause gelitten; er war in die Weinstube geeilt.

Da sah er nun voller Erwartung und Sorge, ob der Bräutigam in spe auch kommen würde. Wie oft hatte er nicht schon den Kellner gefragt, ob denn der junge Mann von neulich noch nicht da gewesen sei! Der Wein schmeckte ihm gar nicht, die Trüffelfurst fand er abscheulich, der Kaviar zu salzig und der Schweizerkäse thürnte zu wenig. In seiner Ungebild griff er nach den Zeitungen; er fand nichts darin, dem Kurszettel gönnte er kaum einen Blick, während er ihn sonst auf das Genaueste mit den selbst gemachten Notizen zu vergleichen pflegte; den „Kladderadatsch“ fand er fade, Müller und Schulze ohne Witz.

Seine Ungebild ging bereits in Verdrießlichkeit über, denn die Uhr zeigte schon zehn Minuten über Zehn! Es wurde halb Elf.

Reimann hielt es nun nicht mehr aus im engen Zimmer; er setzte den Hut auf, lief vor die Thüre, um sich nachzusehen, ob der Ersehnte sich noch immer nicht blicken lasse. „Er kommt wahrhaftig nicht, und Alles in bester Ordnung! Das thut er mir zum Voss: ich soll nicht verdienen. Da meint man es mit dem Menschen so gut, verhilft ihm zu einer reichen Frau, — nun bleibt er lieber bei seinem Herrn Frank.“

Eigentlich hätte ich auch einen Expressen zu ihm schicken und ihn daran erinnern können. Am besten, ich fahre selbst. Gott, Gott, heut ist es zu spät. Das Diner mit der Braut kann nicht abbestellt werden, aber gleich nach dem Essen hole ich ihn mir. O, er soll mir nicht entgehen!

Der Wind blies kalt und scharf um die Gasse; es fing an zu regnen, Herr Reimann sah sich genöthigt, in die Stube zurückzukehren.

Es war drei Viertel auf Elf.

„Geben Sie mir ein Glas Punsch, aber heiß; es ist hier eine Kälte, als gäbe es kein Holz in Berlin! Warten Sie, das Geschäft nicht mehr so viel ab, he?“

„Entschuldigen Sie, der Ofen glüht!“

„Was, wollen Sie widersprechen? Ich sage Ihnen, es ist hier eine sibirische Kälte! Na, und der Punsch, das ist erst ein schönes Zeug! Von der Effenz kostet das ganze Quart zwölfeinhalb Silbergroschen, und ich soll für das Glas fünf Silbergroschen bezahlen. Das ist denn doch eine ganz —“

In diesem Augenblicke trat der so heiß Ersehnte ein. Reimann stürzte ihm entgegen, umarmte ihn voll Entzücken. „Endlich, endlich! Aber Baronschen, was haben Sie mich warten lassen! Ich verzweifelte schon!“

„Aber bester Freund, der Zug kommt ja nicht früher an; einen Extrazug kann ich doch erst nehmen, wenn ich eine reiche Frau habe!“ entgegnete der junge Defonour lachend.

„Ja, Sie haben Recht; daran hätte ich auch denken können! Aber Sie sind ja ganz durchnäht! Schnell ein

„Glas Punsch! Kellner, Punsch für den Herrn Baron! Trinken Sie nur, er ist vortrefflich!“

„Ja, das Quat zu zwölfhundert Silberroschen.“
 „Der Kellner, aber Herr Reimann achtete nicht darauf, er sah nur den jungen Baron, dem er die Hand schüttelte, die Backen klopfte und für den er so viel zu essen bestellte, daß auch der gefundeste Appetit auf acht Tage betriebligt werden mußte. „Essen Sie, Baron, essen Sie!“

„Aber dann werde ich nachher nicht essen können!“

„Das ist auch gar nicht nöthig. Nicht, als ob ich's Ihnen nicht von Herzen gönnte, gewiß; aber manche Damen sind zu zart, um dieß gerne zu sehen. Vollends ihre Zünftige — na, hören Sie!“ Und nun erzählte der Agent seinem Schützling, wie die Sachen ständen; er gab ihm ein Bild von Ottilien, das gewiß nicht geschmeichelt war, denn er nannte sie ein paar mal eine Zimperliese, setzte aber schnell hinzu: „Sie hat rasend Geld, eine Million Thaler, und ist wahrhaftig sonst eine gute und hübsche Person.“

Der Baron wurde vollkommen in alle Verhältnisse eingeweiht, er erhielt die genauesten Verhaltungsmaßregeln.

„Ich will gerne thun, was Sie mir rathen, denn ich bin an zu glauben, daß es Ihr Ernst ist; aber wenn Sie mir nicht gefällt, wenn Sie nicht gut ist, so —“

„Kindchen, Kindchen, sehen Sie Sie doch nur erst! Und eine Million Thaler!“

„Hören Sie, ich wollte, die Geschichte wäre schon überstanden! Ich bekomme fast Angst vor dem ersten Begegnen!“

„Angst bekommen Sie? Auch gut! Wenn Sie ersehen, so steht Ihnen das sehr gut; es wird von Ottilien als ein Zeichen zarter Schüchternheit angesehen werden! Das wird ihr so recht behagen! Baröchen, Baröchen, ich gratulire schon zum Voraus — Ihnen und mir!“

„Nun aber lassen Sie sich ansehen. — Recht hübsch angezogen; der gute Rock, — was, auch lackirte Stiefeln! Bravo, bravo! Weiße Weste, schwarze Kravate, sehr gut; aber die Vatermörder gefallen mir nicht, die scheinen nach der Frankfurter Mode geschnitten. Kommen Sie, dem wollen wir abhelfen! Die Haare ein wenig arrangiren — erst zum Friseur, dann zu mir nach Hause — ich muß Sie doch meiner theuren Hedwig vorstellen! Kellner! — Lassen Sie doch, Baron, ich werde Ihnen schon Gelegenheit geben, sich zu revanchiren! Warten Sie nur, wenn Sie erst ein gemachter Mann sind.“

Ueberrascht zog der Heirathsstifter den jungen Mann mit sich fort. „Wie freue ich mich auf das Diner bei Schott! Ich habe das Couvert zu zwei Thaler bestellt. Was meinen Sie, trinken wir nach der Suppe ein Glaschen Madeira, der — nein, nein, fangen wir gleich mit dem Champagner an, der macht Courage — und wahrhaftig, es scheint, als ob Sie die nöthig hätten, — Sie junger, goldener Baron!“

Es war zwei Uhr Mittags.
 Die beiden Damen saßen in eleganter Toilette neben einander auf dem Sopha und harrten der Rückkehr des Agenten.

Mit Geschicklichkeit hatte Hedwig das Gespräch so zu lenken gewußt, daß die Rede wie von selbst auf das Heirathen kam.

„Wenn ich Dich doch auch im bräutlichen Kranz sehen könnte, meine theure Ottilie,“ sagte Frau Reimann, „dann würde ich noch einmal so froh in die Zukunft blicken. In meiner Einsamkeit habe ich so recht gefühlt, daß es doch ein Glück ist, wenn man ein Wesen hat, auf das man sich verlassen kann. O, ich weiß zwar, daß Du einwenden möchtest, wie ich sonst anders gesprochen. Liebes Kind, ich bin nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch viel Schuld an mir gelegen hat, wenn meine Ehe nicht glücklich war. Reimann hat, wie jeder Mensch, seine Eigenheiten; die mußte ich schonen, so gut wie ich für mich selbst Rücksichten in Anspruch nahm. Man muß sich gegenseitig halten — und wenn ich meinen Mann auch gerade nicht geliebt habe, so bin ich ihm doch Achtung schuldig; die verdient er gewiß!“

„Gewiß, gewiß, — er scheint Dich auch aufrichtig zu schätzen, sonst würde er wohl nicht so in Dich gedrungen sein, Dich wieder mit ihm zu vereinigen.“

Ein leiser Seufzer, von einem schnellen Erröthen begleitet, war die Antwort Hedwig's, doch schnell bemerksamer ihre Bewegung und fuhr, auf ihr Ziel hinarbeitend, fort: „Kennst Du denn keinen Mann, meine theure Ottilie, der Dich lebhafter interessiert, den Du lieben könntest?“

Schweigend und das Haupt mit einem trüben Lächeln niederbeugend, sah die reiche Erbin da.

Eine peinliche Pause entstand.
 Endlich ergriff Frau Reimann wieder das Wort: „Laß die unangenehmen Erinnerungen, liebes Kind; ich weiß, was Du denkst: daß nämlich bei allen Bewerbungen, mit denen man Dir genährt, Dein Geld die Hauptsache gewesen. Lege darauf nicht zu viel Gewicht; leider Gottes spielt das Geld nun einmal eine so große Rolle in der Welt, daß man es den Männern gar nicht so hoch anrechnen darf, wenn sie nur nach reichen Mädchen sich umschauen. Welche Vaterfreude kann uns nicht der Mangel bereiten? Welches Loos ist entsetzlicher als das der glänzenden Armuth? O, ich kenne das!“

Ottilie tröstete: „Sei stark! Trage, was getragen sein muß! Wie seltsam, Dein Glück scheiterte, weil Du arm warst; ich muß leiden, weil ich reich bin.“

Da trat Reimann mit einem fremden jungen Mann ein.

„Entschuldigen Sie, meine Damen, wenn ich habe warten lassen; nun, es ist erst halb drei Uhr und das Diner ist um Drei bestellt; wir haben also noch Zeit genug. Ich wäre schon eher hier gewesen, wenn ich nicht zufällig hier einen lieben, charmanten Freund getroffen hätte, den ich so lange nicht gesehen. Ich konnte es mir nicht versagen, ihn an meinem Glücke theilnehmen zu lassen. Nicht wahr, liebe Hedwig — nicht wahr, theures Fräulein. Sie verzeihen mir?“

Hedwig hatte während dieser Rede, die wie ein Waldbach hervorschoß, schnell den Fremden gemustert; sie war mit ihrem Manne vollkommen zufrieden, denn der Heirathskandidat konnte in der That schwer auf ein unbewachtes Herz seinen Eindruck verfehlen; Ottiliens Loos war entschieden. Schnell gefaßt entgegnete sie: „Was Dir Freude macht, lieber Mann, ist mir, wie Du weißt, auch stets willkommen. Wenn also der Herr —“

„Baron Hugo von Falkenhagen,“ — fiel Herr Reimann schnell ein, indem er den jungen Dekonomen, der verlegen an der Thür stehen blieb, bei der Hand ergriff und den Damen vorstellte.

Der Baron verbeugte sich tief, stark erröthend. Hedwig lächelte der Freundin zu, deren Blick nicht ohne Interesse auf dem Fremden zu verweilen schien.

Das Stillstehen, das in der Regel sich einzustellen pflegt, wenn unerwartet ein Fremder in einen kleinen Kreis Bekannter tritt, wurde indeß schnell durch den Agenten unterbrochen, der sich zu Ottilien mit den Worten wendete: „Jetzt ist es erst, wie es sein muß; meine Frau hat ihre Herzensfreundin und ich den lieben, guten Baron zum Zeugen bei der heutigen Wiedervereinigung. Nicht wahr, theures Fräulein, zwei Pärchen, das gibt der Unterhaltung Leben, und ich denke, Sie Beide werden sich auch recht herzlich über unser Glück freuen. Recht vergnügt wollen wir sein; ist mir doch gerade, als ob ich eben den Hochzeitsfrack angezogen hätte!“

Ottilie nickte ihm freundlich zu; sie reichte ihm die Hand, die er mit gezierter Galanterie an seine Lippen drückte.

„Aber nun auch fort; der Wagen steht schon vor der Thür. Es ist gleich drei Uhr. Was das für ein abscheuliches Wetter ist, — dabei ist es um so behaglicher an einer gutbesetzten Tafel. Ich werde die Rouleaux schließen und gleich Licht bringen lassen, das erhöht die Annehmlichkeit. Nun, theure Hedwig, reich' mir die Hand, mein Leben, — Baron, bieten Sie doch gefälligst Fräulein Ottilie den Arm! En avant!“

Hugo näherte sich der reichen Erbin mit jener Schüchternheit, die jungen Männern so gut steht und die auf Damen gewöhnlich einen bestechenden Eindruck übt, weil sie dieselben für ein Zeichen von Unverdorbenheit und Unschuld zu halten pflegen.

Ottilie, die weltgewandte Dame, zitterte, als sie ihren Arm in den des Barons legte, es fuhr ihr wie ein elektrischer Schlag durch die Brust.

Der Zufall begünstigte augenscheinlich die Pläne des Agenten, denn auch der junge Dekonom fand das reiche Mädchen hübsch. Männer, die eben erst die Zwanzig überschritten haben, pflegen gewöhnlich die Frauen am interessantesten zu finden, die schon vor ein paar Jahren nach den gesetzlichen Bestimmungen selbstständig geworden sind. Die beiden Personen nahmen sich übrigens in der That sehr gut neben einander aus und wohl Jeder würde, wenn er ihnen so auf der Straße begegnet wäre, gedacht haben: „Ein wunderhübsches Paar!“ — Freilich, nach wenigen Jahren möchte derselbe Beobachter wohl versucht sein zu fragen: „Ist die Dame, welche der junge Mann führt, vielleicht seine ältere Schwester? Die muß einmal sehr hübsch gewesen sein!“ — Arme Ottilie!

(Fortsetzung folgt.)

König Friedrich I. in Schlüter's Werkstatt.

(Bild S. 173.)

Was war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts das heutige Königreich der Hohenzollern, welches nun der große Aern ist, um den sich das mächtige Deutsche Reich krystallisierte? Ein kleines Kurfürstenthum und dennoch welch eine Lebens- und Schöpfungskraft in diesem abseits der großen europäischen Politik gelegenen Staate, als lebte in diesem Fürstenthum aus dem geeigneten Schwaben, der hier in der sandigen Mark Wurzel gefaßt, schon die Ahnung von der einstigen weltgebietenden Rolle, die ihm vorbehalten sei und zu der er sich emporarbeiten müsse. Der Große Kurfürst führt wie ein stürmender Held sein armes Brandenburg in das Völler- und Schlachtengewühl Europas und erobert ihm mit einem politischen Ansehen auch eine gewisse staatliche Unabhängigkeit und Würde. Sein Sohn Friedrich weiß in schlauer Berechnung dem rohen Gebäude Schmuck und Glanz zu verleihen, und dessen Sohn Friedrich Wilhelm wieder schafft eine Militärmacht, eine so feste Obleberung des ganzen Staatslebens auf einem rocher de bronze, daß Friedrich der Große im Wetter von fünfzig Schlachten aus diesem kleinen Brandenburg des sechzehnten Jahrhunderts eine gefürchtete Großmacht zusammenschweißen kann.

Und das kleine Berlin von 1700 — es entsprach genau dem damaligen kleinen, ärmlichen Staat, dessen Hauptstadt es war; aber Hauptstadt, Kopf desselben in wahren Sinne, strebt es und arbeitet es und entwirft es sich mit rastlosem, leidenschaftlichem Ungestüm. Als der Große Kurfürst starb, da war Berlin noch ohne Paläste, ohne öffentlichen Schmuck — ein trübes, einförmiges Städtchen von elenden Straßen und Häusern, zu arm und zu winzig, um die Kunst bei sich zu Gast laden zu können. Und

kein Vierteljahrhundert darnach erregte es schon die Neugier und Bewunderung des Auslandes durch Schöpfungen edelster Kunst, welche wie Rutterdenkmale für folgenden Aufschwung die Stadt an der Spree in stolzer Einsamkeit zierten.

Jenes Vierteljahrhundert des ersten Friedrich — von 1688 bis 1713 — machte aus der Kurmark Brandenburg ein Königreich Preußen, und für Berlin war es das Zeitalter von Andreas Schlüter, der in das Kleid der Armen die ersten kostbaren Zierden der Kunst stiftete. Schlüter ist der Michel Angelo Brandenburgs. Als Baumeister wie als Bildhauer hat er in genialen Werken sich unsterblich gemacht und oft in ureigener Schöpferkraft die Schürkel und Schranken des Reichthums seiner Zeit durchbrochen. Jung und fremd kam er nach Berlin und fand hier den jungfräulichen Boden für seine Arbeiten. Noch unter dem Großen Kurfürsten wurde er als der Mann erkannt, den man brauchte: der Hauptstadt des emporsteigenden Staats die Signatur der ersten Ruhmesgeschichte und des selbstständigen Charakters aufzudrücken. Des Kurfürsten Sohn hatte noch einen strengeren Ehrgeiz in dieser Beziehung und Schlüter verstand ihn darin. So schmückte er denn Berlin mit Bauten und Kunstwerken, die in ähnlicher Vollkommenheit und geistiger Ausdruckskraft erst Schinkel ein Jahrhundert später wiederfindet. Das gewaltige Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, beim Schloß, ist das herrliche Meisterwerk, welches die Krone von Schlüter's Ruhm bildet.

Der Sohn hatte es zum Andenken für seinen großen Vater bei Schlüter bestellt, und der Meister hatte gewußt, welche Bedeutung sein Werk haben sollte. Er bildete Friedrich Wilhelm in triumphaler Haltung, hoch auf feurigem, kampfmüthigem Ross, auf gewaltigem Sockel, an dessen vier Ecken gefesselte Sklaven — überwundene Feinde — sich vor der Macht ihres Besiegten demüthig beugen.

Mit dem ersten Schlag des neuen Jahrhunderts war dieß Riesenwerk fertig zum Guß; um dieselbe Zeit eilte Friedrich in eifriger Januarnacht aus Berlin nach Königsberg, um sich zum König von Preußen krönen zu lassen. Ehe das Modell in Erz wiedergegeben wurde, besichtigte es dann der neue König, geschmückt mit dem neuen Orden des Schwarzen Adlers, begleitet von seinen Ministern, von Kriegsmännern und Hofleuten, im Atelier Schlüter's.

Dies ist der Moment, welchen das vortreffliche Bild Göpke's hier unseren Lesern veranschaulicht.

Herzog Wilhelm von Braunschweig.

(Porträt S. 176.)

Am 20. Oktober starb zu Sibyllenort Herzog Wilhelm von Braunschweig, der zweitälteste aller europäischen regierenden Fürsten. Kaiser Wilhelm ist der älteste. — Durch das Hinscheiden des Herzogs sind interessante politische Fragen, die wohl die ganze civilisierte Welt in Spannung halten werden, hervorgerufen worden. Das Herzogthum fällt eigentlich dem Sohne Georg's V. von Hannover, dem Herzog von Cumberland, zu. Dieser hat jedoch das Deutsche Reich nicht anerkannt, auf seine Ansprüche der Thronfolge in Hannover nicht verzichtet und demnach kann er der Nachfolger des Herzogs Wilhelm nicht werden. Vorläufig wird ein Regimentsrath in dem verwaisten Herzogthum eingesetzt werden, und da es sehr fraglich ist, ob der Herzog von Cumberland die Bedingungen, welche zum Antritt der Regierung Braunschweigs nöthig sind, erfüllen will, so dürfte das Herzogthum vielleicht ein Reichsland wie Elsaß-Lothringen werden. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig ist nahezu neunundfünfzig Jahre alt geworden. Am 25. April 1806 geboren, gelangte er, nachdem das Volk seinen ältern Bruder Karl vertrieben, 1830 zur Regierung. Der Herzog versprach damals dem aufgeregten Volke, daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, die glückliche wieder hergestellte Ruhe und Ordnung zu erhalten und die Wohlfahrt des Landes nach Möglichkeit zu fördern, und dieses Versprechen hat der Herzog im Laufe seiner mehr als fünfzigjährigen Regierung redlich gehalten und sich dadurch die Verehrung und Liebe des Braunschweiger Volkes in hohem Grade erworben. Sein Tod wird im ganzen Lande auf das Tiefste gefühlt. Der Herzog war ein deutscher Patriot, in den Fragen der deutschen Einigung stets opferbereit, jedoch mit strenger Bewahrung der konstitutionellen Pflichten als Fürst seines Landes. Der Verstorbene, ein wohlwollender, gerader Charakter, stets bestrebt, auf's Beste für sein Land zu sorgen, ein eifriger Kunstfreund und Beförderer der Wissenschaft, errang er sich auch hierin große Verdienste.

Girge in Oberägypten.

(Bild S. 176.)

Die Ufer des Nil in Oberägypten sind überaus malerisch, vor Allem die Gebirgsformationen in der Nähe von Girge, Girge, auch Dschirdische geschrieben. Girge am linken Nilufer auf einer Anhöhe, die in den Fluß springt, und an einer Biegung desselben in der Nähe des weltberühmten Abydos, wo sich der große Osiris-temple befindet, gelegen, ist die ehemalige Hauptstadt des Landes. Die Umgebung ist sehr fruchtbar und die Stadt selbst ziemlich lebhaft durch einen Bazar und geschmückt durch schöne Moscheen und ein Franziskanerkloster. Der Ort besitzt Post und Telegraphen und ist Sitz eines deutschen Konsularagents; die handelssehrige Stadt weist viele reiche koptische Bürger auf. Von den etwa zehntausend Einwohnern ist der größte Theil koptisch und römisch-katholisch. Die Leute hier sind sehr fromm und arbeitssam, weniger dunkel als die übrigen Ägypter hier, zeigen auch nicht so scharfe Physiognomien, sind gutmüthig, ehrlich und von mildem, würdevollem Aeußern; unter den Frauen soll es große Schönheiten geben. Leider ist Girge sehr den Ueberfluthungen durch den Nil ausgesetzt, so daß bald die herrlichen Moscheen und Tempelreste am Wasser gänzlich in Trümmer verfallen werden. Unsere Illustration zeigt den lebhaften, interessanten Ort von der südlichen Wasserseite aus, dem Ankerplatz für Lastschiffe mannigfacher Art, und die durch Ueberfluthungen schon halb zerstörte ägyptische Moschee.

Auge um Auge.

Erzählung
von

Friedrich Carl Petersen.

(Fortsetzung)

In Sonnenlicht gebadet ragten die Bäume mit dem lieblichen Obstsiegen. Im Geäst sangen muntere Vögelein ihr Abendlied; die Natur athmete einen süßen Frieden, die zeitigende Ruhe nach dem erzeugenden Walten. Allein Claire war zu stürmisch erregt, als daß sie der poetischen Betrachtung hätte Raum geben können. Leichten Schrittes, einer Sylphide gleich, huschte sie auf dem schmalen Steige im Baum- und Mauer Schatten dahin. Ihre Augen blühten, ihre Wangen glühten, das Stumpfnäschen mit den Rosenflügeln dehnte sich wie unter dem Impulse glühender Kampfbegier.

Nun stand Claire an der Mauerthüre. Rasch schloß sie auf, und nach einem Blick in's Freie ließ sie die Thür angelehnt stehen und schritt langsam zurück und die Stufen zu dem Gartenhaufe hinan.

Tief aufseufzend setzte sie sich. Sie fühlte sich erregt, und doch war ihr leicht um's Herz. Das Schwerste war überwunden. Das Geständniß ihrer Liebe, wie hätte sie es bei ruhigem Blute vor ihrem Vater, dessen harten Sinn sie kannte, ablegen können? Nun war der erste Schritt gethan; es that ihr in der Seele wohl. Und hatte ihr der Vater, bei seinem Entschlusse beharrend, die Eisenstürze geboten, so konnte doch vielleicht mit Hilfe der Mutter ... Doch nein, von der Seite her hatte sie nichts zu erwarten; ihre Mutter war wohl wie sie selbst sein Abgott, aber auch seine unterthänige Dienerin, die ihm in Allem Recht gab.

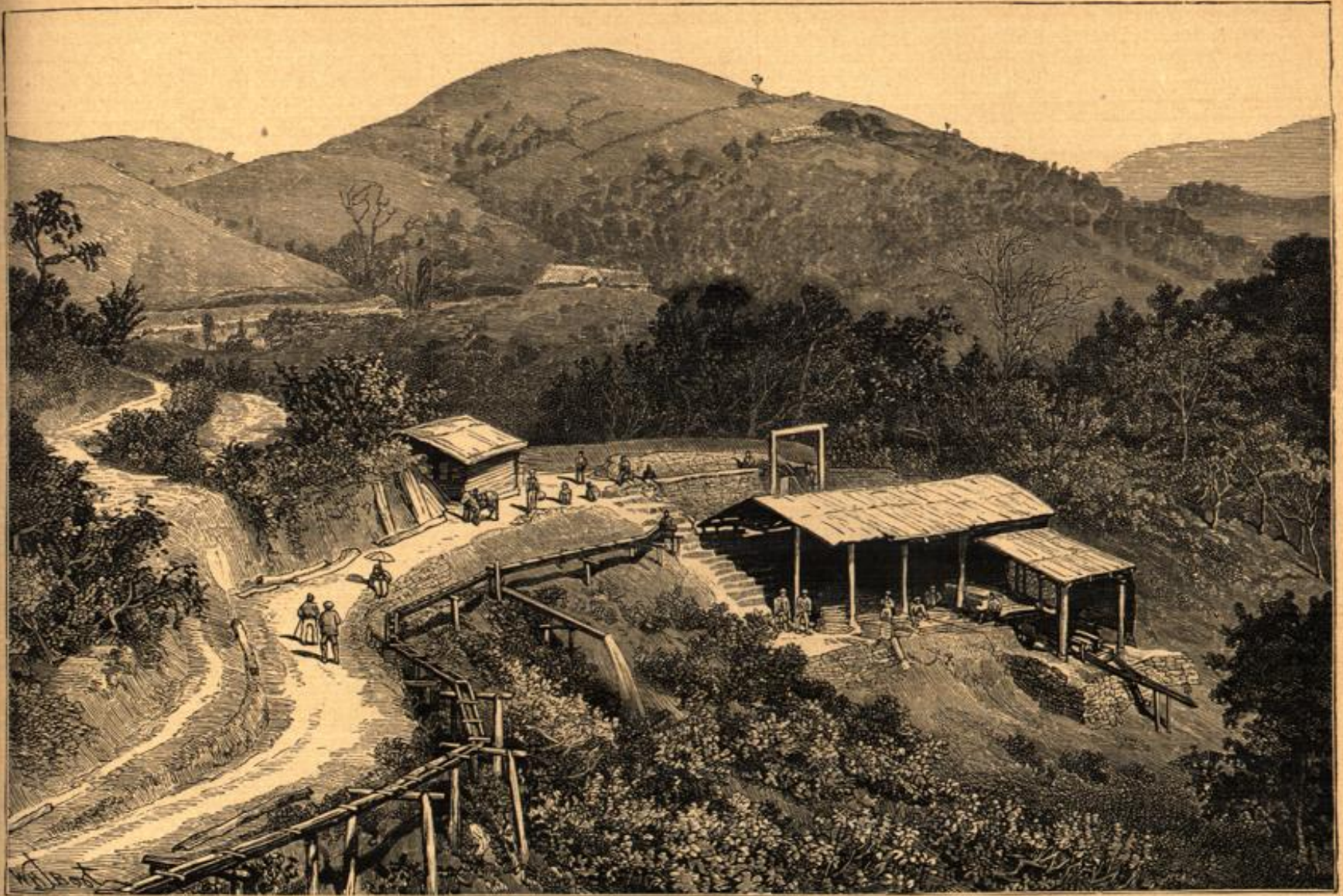


Herzog Wilhelm von Braunschweig. (S. 175.)
Nach einer Lithographie von Hugo Bruns.

Aber der Gedanke, der im Feuer der Widerrede wie ein Blitz ihr Gehirn durchzuckt und den sie fest in Worten geäußert hatte: morgen solle Raoul sie ihm vorstellen, mußte ausgeführt werden ... Raoul! War es denn kein Traum! Vor sechs Wochen noch würde sie Jeden ausgelacht haben, der ihr so sagt hätte, sie werde einmal an's Heirathen denken, und nun? ... Wie seltsam! Ein Anblick, der erste, und es war um seine, um ihre Ruhe geschehen gewesen ... Moulinet, der eigentliche Urheber ihres Liebesglückes, hatte als Reichenlehrer ihrer Freundin seinen Lieblingschüler Raoul bei deren Tante in der Absicht eingeführt, womöglich eine Verbindung zwischen ihm und Cécile herbeizuführen, und Raoul war mit ihr zum Liebesbewußtsein erwacht. Nachträglich hatte freilich ihr väterlicher Freund die unerwartete Wendung für eine wunderbare Fügung des Himmels erklärt, doch aber auch ernstlichen Bedenken hinsichtlich der möglichen Verwirklichung ihres Ehebraunes Raum gegeben. Raoul war nicht reicher Leute Kind. Zwar war sein Vater vor dem Kriege ein wohlhabender Mann gewesen, aber durch den Kommunekrieg hatte er Alles verloren. Sein Vater war, von einem guten Freunde bei Gericht angegeben, nach Neufaledonien in's Exil geschickt worden, und seine Mutter bald darauf vor Gram gestorben. Seine Mutter hatte sich Moulinet angenommen, und seit zwei Jahren arbeitete er als Musterzeichner für ein bedeutendes Fabrikgeschäft. Seit ihr Moulinet die Vergangenheit des Geliebten enthüllt hatte, stand ihre Theilnahme für die armen Opfer eines unseligen Bürgerkrieges auf der Spitze. Der Verbannte war in ihren Augen ein Märtyrer, den sie liebte und verehrte wie ihren eigenen Vater. Sie hatte denn auch mit dem Geliebten das Erscheinen der Anwesen-



Girge in Oberägypten vom Ankerplatz an der Südseite. (S. 175.)



Goldminen in Südbindien: Eingang zum großen Tunnel. (S. 179.)



Goldminen in Südbindien: Ausgegrabene Cuarzmassen. (S. 179.)

bedröht auf's Freudigste begrüßt, überhaupt die Sache der Opfer des Kommunismus zu der ihrigen gemacht und gegen jeden Widerstand leidenschaftlich verteidigt. Heute endlich war der Tag erschienen, an dem des Geliebten Vater aus der Verbannung heimkommen sollte. Für sie war es ein Fest- und Freudentag. Moulinet hatte ihr die frohe Botschaft überbracht und Raoul, wenn auch mit Widerstreben, sich von ihm bereden lassen, der Erfüllung seines Lieblingswunsches, sie möchte ihn und den väterlichen Freund den Abend nach dem Bahnhofe begleiten, durch eine Kriegskasse Vorschub zu leisten. Sie selbst hatte, als Raoul mit dem Briefe erschienen war, dem Vater gegenüber . . . doch hatte sie wohl die Nothlüge umgehen können? O gewiß, sie wollte später dafür Abbitte thun. Mit Cécile's Lage hatte es übrigens seine Richtigkeit; nur war deren Vater schon vor längerer Zeit im Exil gestorben. Jetzt erwartete sie den Geliebten, der kommen mußte, ihren Abschied einzuholen. Wo blieb er nur so lange?

Ungebuldig erhob sie sich und trat auf die Freitreppe hinaus. Mit laut pochendem Herzen spähte sie durch das Laubdunkel. Auf der Hausseite regte sich nichts. Regungslos standen die dichtgereihten Bäume mit den von der sinkenden Sonne vergoldeten Kronen. Im Hintergrunde ragte mit seinem wie Silber schimmernden Schieferdache, mit seinen im Sonnenlichte magisch blinkenden Fenstern und dem blendend weißen Anstrich das Elternhaus. Es kam bei dem Anblick plötzlich über sie wie ein wehmüthiges Bedauern. Sie war vor vier Jahren, als ihr Vater das Haus gekauft hatte, fast als eine Fremde hingekommen, denn Umstände, wie sie bei vielen Pariser Industriellen das Familienleben beeinträchtigen, hatten ihre damals noch sehr eingeschränkt lebenden Eltern genöthigt, sie gleich nach ihrer Geburt fremden Leuten anzuvertrauen, und bis in ihr siebenzehntes Lebensjahr war sie den Eltern fern geblieben. Zwar hatte sie dann und wann der Vater oder die Mutter bei den Verwandten in der Provinz und später im Pensionat besucht und es dabei an Beweisen für ihre elterliche Zärtlichkeit gegen sie nicht fehlen lassen, aber im vollen Sonnenschein kindlichen Glückes wandelte sie erst, seit sie mit den Theuren unter einem Dache lebte, täglich mit ihnen verkehrte. Sie hatte im Gegensatz zu manchen anderen Pariser Töchtern, die ihren Eltern wiedergegeben, diesen gegenüber wie Fremde auftraten, den Jünglingen ein dankbares, freudig ihre Wohlthaten erkennendes Herz entgegengebracht, und wenn sie in der Folge, von den Theuren mit Liebesbeweisen überhäuft, nicht selten gegen dieselben den jugendlichen Muthwillen und Eigensinn geltend gemacht hatte, so war das ein natürliches Bedingniß der Verhältnisse gewesen. Ihre kindliche Pietät hatte nicht darunter gelitten. Sie liebte die Mutter, ihren Vater verehrte sie. Und nun sollte sie mit denen, die ihr das Theuerste auf Erden gewesen waren, in Mißhelligkeiten gerathen? . . . Sie wandte den Blick ab, die Augen gingen ihr über. Und nun strahlte es wieder aus den tiefsten Gründen der Jungfrauenseele in rosigem, bezauberndem Scheine, Wonneschau durchrieselten sie und die Schatten des Bangens schwand vor dem ewig jungen Lichte der Hoffnung . . .

Siehe, da öffnete sich mit leisem Knarren die Pforte. Im Lichte erschien ein braunlodiges Jünglingshaupt, das sie lächelnd anschaute . . .

Ein leiser Doppeltuf: „Claire! — Raoul!“, und im nächsten Augenblicke standen die Liebenden im Schattendunkel neben dem Gartenhause einander gegenüber.

„Ich entführe Dich, Geliebte“, sagte Raoul nach dem üblichen Kußraube, „mit oder ohne väterliche Bewilligung.“

„Ich kenne Dich, Raoul; es ist Dein Ernst nicht. Du liebst Deinen Vater zu sehr, als daß Du wollen könntest, ich solle dem meinigen Kummer bereiten.“

„Er will also nicht, der Vater?“

„Nein, Papa will nicht. Ich habe ihm unsere Liebe gestanden . . .“

„Mein süßes Mädchen!“ jauchzte der Jüngling, und flugs vollführte er den zweiten Kußraube.

„Sein Bohn war schrecklich“, lächelte Claire; „aber er wird sich legen . . . so hoffe ich wenigstens.“ fügte sie leiser hinzu. „Einstweilen habe ich Hausarrest . . .“

„Ich bedaure es lebhaft, denn siehst Du . . .“

„Und“, fuhr Claire fort, „meine Heirath mit dem einfüßigen Pariser ist eine beschlossene Sache.“

„Das wollen wir doch sehen!“ rief der Jüngling mit blinkenden Augen. „Wenn er nicht bald das Feld räumt, binde ich mit ihm an und . . . ein Künstler lernt auch fechten“, setzte er, das rechte Knie beugend und mit der geballten Hand einen Scheinstoß vollführend, hinzu.

„Nun, am Leben darfst Du ihn lassen“, lachte Claire. „Ich habe doch ein Wort mitzureden, und ich habe Papa unumwunden erklärt, daß ich von dem Menschen nichts wissen will.“

„Theure Claire!“ rief Raoul, ihre Hand ergreifend, „wie soll ich Dir danken?“

„Es gibt ein anderes Mittel“, fuhr sie fort, „und das muß gleich morgen benützt werden, denn die väterliche Drohung lautet: „In vier Wochen ist Hochzeit.““

Raoul ließ erblaffend die Hand des Mädchens fahren. „Nenne es, das Mittel!“ sagte er ungestüm.

„Das Mittel ist, Du stellst Dich morgen meinem Vater vor und hältst bei ihm in bester Form um die Hand seiner Tochter an. Du darfst den Schritt dreist wagen; selbst wenn Du keine Stellung hättest, wärest Du berechtigt

dazu, denn Du bist unbescholten, ein Ehrenmann, der sich nichts vorzuerwerfen hat, und das Vorantreten des Vermögensstandes als Bindemittel ist in meinen Augen eine entwürdigende Verhöhnung der heiligsten Gefühle . . .“

„Der Vermögensstand ist aber einmal ein gewichtiger Faktor bei Eheschlüssen“, sagte Raoul. „Du weißt, Geliebte, daß ich eine verhältnismäßig einträgliche Stellung in Aussicht habe. Bis zu deren Erlangung hätte ich mit dem Schritte warten mögen. Nicht daß mir die Lust dazu fehlte, behüte! Es ist nur das soeben von Dir berührte Vorurtheil, welches mir den Schritt mißlich erscheinen läßt. Würde Dein Vater, der reiche Fabrikant, den armen Teufel, der so vermessen wäre, um die Hand seiner Tochter anzuhalten, nicht vor Allem der unlauteren Absicht zeihen, sich durch die Tochter sein Vermögen anzueignen? . . . Ich kann Dir also nur bedingungsweise das Versprechen ertheilen.“

„Wieso bedingungsweise?“ fragte Claire gespannt. „Gestern hätte ich das nicht einmal thun können“, versetzte Raoul. „Diesen Morgen erst erfuhr ich durch Moulinet, daß meinem unglücklichen Vater vor seiner Verurtheilung großes Unrecht widerfahren sei, indem ein falscher Freund die Zeitverhältnisse benützte, um ihn um seine Stellung und sein Vermögen zu bringen. Natürlich will er nach seiner Ankunft hier sofort sein Recht geltend zu machen suchen, und ist dazu Aussicht vorhanden, was ich heute Abend erfahren werde, so wage ich den Schritt morgen unbedingt. Ich für mein Theil, das gelobe ich Dir, werde Alles daran setzen, um dem schmachlich Hingegangenen auf eine oder die andere Art Genugthuung zu verschaffen, und sollte ich als sein Rächer auftreten müssen . . .“

Claire betrachtete den Geliebten mit leuchtenden Blicken. Raoul war im vollen Sinne des Wortes ein schöner Jüngling. Die elegante, moderne Tracht ließ den hohen, schlanken Wuchs in seinem herrlichen Ebenmaße trefflich hervortreten. Das blasse Antlitz mit den starken braunrothen Brauen überwölbt, schwarzbewimperten großen, braunen, geistvollen Augen, der hohen, breiten, in den Schläfelinien mächtig sich wölbenden Stirn, der energig und doch schön gebogenen, kräftig gestülpten Nase, dem mittelgroßen, frischrothen, von einem schwarzbraunen Schnurrbartchen beschatteten Munde und dem kräftigen, in den fest und zart gerundeten Muskeln Entschlossenheit und Willensstärke andeutenden Kinn war gewinnend und imponirend in hohem Grade. In dem Augenblicke erschien es, vom inneren Feuer durchglüht, vom Lichte der erregten Seele durchstrahlt, wie ein greifbar überzeugend zur Erscheinung bringender seelischer Offenbarungsspiegel.

„Du liebst Deinen Vater, Raoul“, sagte das Mädchen voll Bewunderung, „wie ich meinen liebe. Der Gedanke an die Leiden des Unschuldigen erfüllt Dich mit edler Entrüstung, und wie theilte ich Deinen Zorn nicht! Du begeisterst Dich für Recht und Wahrheit, und wie zollte ich Dir nicht meinen Beifall! Du bist stolz auf Deine Armuth und willst Deinem Stolz nichts vergeben, und wie wäre ich damit nicht einverstanden! . . . Tritt als Anwalt auf, — o, könnte ich Dir darin beistehen! — Entlarve die Schuldigen und stelle sie an den Pranger! Aber, um unserer Liebe willen, lasse die Rachegeanken als Deiner unwürdig fahren, und sollte Dein Vater sich mit solchen Gedanken tragen, so biete Alles auf, ihn davon abzubringen. Willst Du mir das geloben, Raoul? Bedenke, daß es unedel ist, Rache zu nehmen, daß die Befriedigung der Rachgier Brand- und Blutflecken im Gefolge haben kann, die keine Neue zu tilgen vermag, wie sie unsere ganze Zukunft verdüsten würden . . .“

„Und wenn nun“, antwortete der Jüngling ausweichend, „der Glende, der meinen Vater um das Seinige betrogen, den Unschuldigen auf verleumderische Weise denuntzierte hätte, um sein sträfliches Verhaben ausführen zu können? . . .“

„So etwas könnte freilich einen Gott zur Rache entflammen“, entgegnete Claire. „Aber so Schlimmes wird dem Falle nicht zu Grunde liegen. Am Ende geht Alles glatt ab, verständigen sich die Beiden leichter, als Du annehmen magst. Nun gelobe, Raoul!“

„Du machst mir das Geloben leicht, Claire“, entgegnete der Jüngling, indem er die ihm gebotene Hand zu den Lippen führte. „Du magst ruhig sein, Geliebte; ich werde mich vor Unbesonnenheiten hüten. Uebrigens habe ich in Moulinet einen wohlwollenden, umsichtigen Berather.“

„Auf morgen Abend also, Raoul! Erst um diese Tageszeit kommt Papa von seinem Pashy-Bureau nach Hause. Geh' und lenke Alles zum Besten! Meine Wünsche begleiten Dich. Biete ihm auch meine Grüße!“

„Auf morgen, Geliebte! Dein Hoffen und Wünschen ist auch meines, Du weißt es.“

Ein Kuß, der innig erwidert ward, und der Jüngling eilte von dannen. Im Begriff, die Pforte hinter sich zu schließen, sandte er der Geliebten einen letzten Blick zu. Claire verstand den Blick; er bedeutete hoffende Liebe und freudige Zuversicht. Sinnend verschloß sie die Gartenthür und wandte den Schritt; mit zur Erde gesenkten Blicken wandelte sie auf das Wohnhaus zu.

Ueber die Landschaft senkten sich die Schatten des Abends. Im violetten Dunste stand am westlichen Horizont eine rothe Feuerkugel, die Sonne. Jäh unterbrach die abendliche Stille ein schriller, ohrenzerreißender Laut, der Signalfiff einer Lokomotive; über den nahen Biadukt fuhr raselnd mit dumpfem Getöse ein Zug, und wie festgebannt stand Claire und neigte das Ohr. Es war der erwartete Abend-

zug von Westen her und der konnte ihr unsagbares Glück bringen, oder . . .

Ein lauter, vom Hause her erschallender Ruf schreckte sie aus ihrem Sinnen auf. GAZELLENRAUSCH huschte sie davon. „Claire, Claire!“ erscholl der Zornruf wiederholt. Es war die Stimme ihres Vaters.

V.

Der Kleinrentner verließ nach der furchtbaren Kundgebung des edlen Bruderpaars die Hollunderlaube mit schlotternden Knien. „Ich bin verloren, zu Grunde gerichtet“, murmelte er. Instinktmäßig wandte er, ohne den Blick zu erheben, die Freitreppe hinan und trat in den Hausgang, wo die nebenan erschallende Stimme des Hausherrn ihn halb und halb zur Besinnung brachte.

„Nun?“ sagte Ambroise Gobard, als er zu dem Intimus in den Gang getreten war. „Du siehst ja drein, als sei Dir der Böse in eigener Person erschienen.“

„Ich wollte, er holte sie“, brummte Barrois, indem er sein Taschentuch zog und sich die gelbe Stirn vom Schweiß trocknete. „Komm mit mir in den Garten! Hier haben die Wände Ohren.“

Sie durchschritten schweigend den Hof, und als im Garten der Fabrikherr die Hofthür hinter sich verriegelt hatte, berichtete ihm der Intimus in kurzen Sätzen, was zwischen ihm und den Anderen vorgefallen war. „Sie wissen um Alles“, wiederholte Barrois, nachdem er berichtet, mit einem tiefen Seufzer. „Wir sind in ihrer Gewalt und wenn Du nicht . . .“

„Kein Wort mehr; ich weiß, was Du sagen willst!“ unterbrach ihn Gobard voll grimmigen Aergers. „Der Teufel hole sie und Dich dazu, denn wer Anders ist schuld an dem Unheil als Du, Jules Barrois, der Kommunearte, der . . .“

„Oho“, murrte der Kleinrentner mit einem giftigen Blick auf den umgewandelten Bufenfreund. „Ich wüßte doch nicht, daß ich allein . . .“

„Du allein“, unterbrach ihn heftig der Fabrikherr in rauhem Tone, „Du allein hast es eingebracht; jetzt magst Du es auch ausessen!“

„Das Ansinnen ist nicht übel“, versetzte Barrois, den der Groll zu stacheln schien. „Wer denn, in's Teufels Namen, gab mir carte blanche, als es sich darum handelte, die Bahn frei zu machen und für alle Zukunft Sicherheit zu erlangen? Ich war das Werkzeug, Du warst die Hand, die es gebrauchte . . .“

„Du lägst, Du lägst!“ rief Gobard in wilder Wuth. „Ich hätte es mir nie beikommen lassen, an dem Freunde zum Verräther zu werden, nicht einmal in Gedanken, ohne Dein hundertmal verfluchtes Anregen und Treiben. Mein Gewissen ist rein . . .“

Der Kleinrentner lachte bitter. „Das willst Du Dir jetzt weismachen“, höhnte er. „Sagtest Du mir nicht einst im Vertrauen, Du gäbest eine große Summe darum, daß Du allein am Ruder säßest?“

Der Fabrikherr ballte drohend die Rechte. „Du warst der Versucher“, rief er halblaut mit zorniger Stimme, indem er dem Zurückweichenden die Faust unter die Nase hielt. „Du machtest mir andeutende Vorschläge, und ich war dumm und schwach genug, Dich vermaledeiten Schmeichler und Schmarotzer damit nicht nach Gebühr abzuweisen . . .“

„Du nanntest mich Deine rechte Hand“, fiel ihm Jules Barrois in die Rede. „Aber besinne Dich! Wir haben keine Sekunde zu verlieren . . .“

„. . . Du brachtest mich an den Abgrund“, fuhr Gobard mit dumpfem Grolle fort. „Jedoch der Thäter, der Schuldige bist Du . . .“

„Aber so nimm doch Vernunft an, Mensch“, drängte Barrois, dem der Angstschweiß von der Stirne rann. „Fünfzehn Minuten — hörst Du? — fünfzehn Minuten Bedenkzeit gaben uns die Gebrüder Weimer. Wenn Du nicht sofort hingehst und Dich mit ihnen verständigt, sind wir verloren . . .“

„Eine Fünftelmillion!“ rief Gobard, in Verzweiflung die Hände erhebend. „Das ist der Ruin! . . . Ja, ich wüßte schon, was ich thun würde, wenn . . .“ fuhr er, sich besinnend, fort. „Aber ich finde keinen Ausweg . . .“

„Denke an Dein Weib, Ambroise“, flehte der Kleinrentner, an Deine Tochter! . . . Soll ich Dir einen Rath ertheilen?“

„Rebe“, versetzte Ambroise Gobard mit Hast. „Versprichst Du mir, Ambroise“, sagte Barrois, indem er mit beiden Händen Gobard's Rechte faßte, „versprichst Du mir, mich, Deinen alten Freund, der es immer gut mit Dir meinte, unter keinen Umständen verstoßen und dem Glende preisgeben zu wollen?“

Das Gesicht des Fabrikherrn heiterte sich auf. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß er noch nicht verzweifeln dürfe. „Ich verspreche es Dir“, sagte er, „für den Fall, daß ich vor dem Ruin bewahrt bleibe.“

„Das wirst Du. Also höre! Du gehst hin und stellst die Spitzbuben mit den Papieren auf morgen Abend zu Dir; bis dahin gewinnen wir möglicherweise einen guten Entschluß. Natürlich willigst Du in ihr Verlangen ein.“

„Wahrhaftig, Du hast gut reden. Aber woher das Geld nehmen?“

„Halte die Summe immerhin bereit! Man kann nicht wissen . . . Könnte ich sie Dir verschaffen, wie gern würde ich es thun. Du kennst mich ja, Alter. Nun, Du hast ja Deinen Bankier.“

„Ich gehe, weil ich nicht anders kann,“ sagte Godard, sich zum Gehen wendend. „Aber schaffe bis morgen gegen die Kerle Rath, sonst...“
„Thue nur, wie ich Dir gesagt habe. Und dann noch Eins! Du kannst morgen einmal ausnahmsweise in dem Gartenhause empfangen. Dort können wir das Geschäft freier abmachen. Also auf morgen! Wir bleiben nicht zum Abendessen.“
Sie trennten sich im Hofe.
(Fortsetzung folgt.)

Goldminen in Südinien.

(Bilder S. 177.)

Vor ungefähr drei Jahren brach in Südinien ein wahres Goldfieber aus. Man behauptete, daß in dem Quarz, an welchem diese Gegend so reich ist, große Mengen des edlen Metalles enthalten seien und man nur den Spaten anzuheben brauche, um Indien in ein wahres Eldorado zu verwandeln. Die Hoffnungen vieler halb ruinirten Kaffeepflanzer gingen an zu steigen, zahlreiche Compagnien wurden gebildet, überschwengliche Berichte von dem Reichtum der Quarzlager an Gold in die englische Heimat gelangten, Goldgräber strömten in Masse zusammen, und zahlreiche Hotels und Wirthshäuser wuchsen aus der Erde, wo wenige Monate früher auf Weiden in die Kunde noch kein Haus zu finden war. Indessen dieser Sturm legte sich sehr bald. Man hörte wenig mehr von den Reichtümern, die der Stein enthalten sollte, mehr aber von der Schwierigkeit des Transportes der zur Gewinnung nothwendigen Maschinen, von den ungeheuren Kosten der Bloßlegung und Bearbeitung der Goldfelder und von dem ungesunden Fieberklima, dem die europäischen Minenarbeiter zum Opfer fielen. Das eine unserer Bilder gibt die Generalansicht einer solchen Minenanlage und den Eingang zum sogenannten Haupttunnel, der mit großen Anstrengungen in die harten Quarzflöze getrieben werden muß, um den goldhaltigen Stein zu gewinnen. Auf unserem zweiten Bilde sieht der Leser, wie der Quarz mittelst kleiner Wagen weiter befördert und in Lager zusammengepackt wird, welche dann mittelst des Hammers auf Gold gepulvert werden; im Hintergrunde befindet sich eine Goldgräberhütte. Gegenwärtig sind nur noch wenige solcher Minen im Betriebe, welche sich durchaus nicht in dem Maße rentiren, wie das der heulandische Geist der Unternehmer gehofft haben mag, und es geht zu befürchten, daß eine Ausbeutung des sibirischen Indiens nach dieser Richtung hin die gewünschten Resultate auch in Zukunft nicht liefern wird. So gerinnt auch hier wieder der goldene Traum von mühelosem Erwerb und märchenhaften Schätzen vor der rauhen Wirklichkeit, und der alte Satz bleibt zu Recht bestehen, daß der Mensch im Schweiße des Angesichtes sein Brod verdienen muß.



humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der bekannte deutsche Schriftsteller Baron v. Knigge war als junger Mann in hessen-kassel'schen Diensten im Finanzkollegium als Affessor angestellt, ging aber seiner außerordentlichen Neigung zu Späßen und lustigen Einfällen eifriger nach, als seinem Amt, ein Unstund, der ihm in höherem Grade den Beifall der lustigen Hofgesellschaft, als seiner amtlichen Vorgesetzten eintrug. Freilich war Niemand vor seiner spöttischen Laune sicher, und wer jetzt entsetzt lachte über einen seiner drolligen Einfälle, wurde schon im nächsten Augenblick oft selbst Gegenstand allgemeiner Heiterkeit. Kein Wunder, daß sich beim Austritten Knigge's in der Gesellschaft unwillkürlich Jeder in Verteidigungszustand legte. So schickte es denn auch nicht an gelegentlicher scharfer Heimtücke seiner Späße. Einst enthielten die Zeitungen gelegentlich der kaiserlichen Unruhen in der Türkei die Nachricht aus Konstantinopel, die Russen hätten am 10. Mai nach alter Sitte zur Verhöhnung des Propheten einen Juden neben einem Esel begraben. Man las und lachte darüber, und mitten aus einem Kreise von Hofleuten heraus rief Knigge dem bei Hofe sehr geschätzten jüdischen Oberhofagenten Feidel spottend die Worte zu:
„Wie gut, Herr Oberhofagent, daß Sie am 10. Mai nicht in Konstantinopel waren!“
„Allerdings,“ erwiderte Feidel lachend, ohne eine Miene zu verziehen, „ein großes Glück für mich! Aber auch für Sie, lieber Baron, daß Sie nicht dort, sondern in Kassel waren.“
„Für mich? Wie so?“ antwortete Knigge betroffen. „Ich bin doch kein Israelit!“
„Das nicht; aber der Herr Baron vergesse, daß außer dem Juden noch Jemand begraben wurde!“
Ein betäubendes Gelächter des ganzen Hofes brach bei diesen mit unmaßhämlicher Ruhe gesprochenen Worten aus, und der erschrockene Feidel verlor so völlig darüber den Kopf, daß er mühsam das Zimmer verließ.

Ja, das ist etwas Anderes!

Ein Chorist wurde von seinen Kollegen des Nachts geweckt, daß er mit ihnen gehen möge, ein plötzlich bestelltes Ständchen zu bringen.
„Was?“ rief er zum Fenster hinaus, „jetzt des Nachts? Nicht um eine Million!“
„Du,“ schrieb ihm ein Untenstehender zu, „wir bekommen Jeder fünf Mark.“
„Ja, das ist etwas Anderes! Ich komme gleich.“

Aus Natur und Leben.

Seit wann die türkischen Frauen verschleiert gehen.

Es war im Jahre 1748, als Raghib Pascha den mit der Tuhra des Sultans Mahmud bekräftigten Hattischerif (Befehl) erließ, welcher den Frauen von Stambul das Tragen durchsichtiger Schleier, der gestickten Pantoffeln auf der Gasse und der Kleider, welche die Schönheiten des Körpers verrathen, verbot und unter Todesstrafe befahl, daß alle Frauen, ohne Unterschied des Ranges, außer dem Hause die Ferredja tragen, das düstere Kleidungsstück, das alle Schönheit verhüllt. Wie lachten die Frauen von Stambul über diese Verordnung! Sie wären nicht Frauen gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Eine Verordnung gegen die Mode zu erlassen! Im Reich der Mode gilt kein Kaiser! Es haben auch schon andere Mächte versucht, den Frauen den Puz zu verbieten und vermocht nichts auszurichten. An dem Tage, an welchem alle Gassen und Plätze von den gebieterischen Worten des Hattischerif widerhallten, erschienen die Frauen am Ufer des Bosporus, auf der Lieblingspromenade der vornehmen Welt von Stambul, in ihren prächtigsten Anzügen und strebten gerade jetzt am meisten, ihre Schönheiten zu zeigen. Die verführerische Peri, die reizende Schejtan Emisrefi zog eine ganze Schaar von Begleitern nach sich. Ihr Seidenüberkleid, das an ihren schlanken Leib sich anschließende Chilat, ließ ihren Hals unbedeckt, und was nicht verhüllt war, verbarg der Schleier von durchsichtiger Seide noch weniger, der ihre Stirne ganz frei ließ, damit die Ferranier mit dem Diamantstern, ein von der Lieblingsdame des französischen Königs in Mode gebrachter Schmuck, gesehen werde. Und um des kaiserlichen Hattischerif noch mehr zu spotten, war der seidene Schalwar vorn bis zu den Knien geschlitzt und auf die Seite geknüpft, damit die um die Beine gewundenen Perlenketten gesehen würden, und wohin sie blickte, streute sie mit ihren Augen Feuer rings umher. Vor einem altbyzantinischen Palaste am Phanar stand ein riesiger Janitscharenführer, Petewan Aga, und betrachtete, die Arme ineinander geschlungen, die auf und ab wogende Menge. Dieser Riese war der Liebling der verführerischen Fee; als sie zu ihm hinkam, schlug sie ihn mit dem Fächer auf die Hand und lachte ihn an. Der Riese nahm ihr den Fächer aus der Hand und steckte ihn in seinen Gürtel, dafür zog er aus diesem eine Pergamentrolle, in welcher mit kaiserlicher Verordnung eine solche Tracht verboten war, wie die, in welcher die schöne Fee einherging, und besonders das Tragen des Fächers. Schejtan Emisrefi las den Hattischerif, und da man ihr ihren Pfauenfederfächer weggenommen hatte, benötigte sie den Befehl des Sultans als Fächer; lachend promenierte sie mit diesem in Begleitung ihrer schönen Freundinnen weiter. Als das schöne Weib zum Palaste Begorid Tschak wieder zurückgelangte, stand Petewan Aga noch immer unbeweglich da. Schejtan Emisrefi spielte jetzt auf einer Mandoline und sang türkische Lieder dazu. „Geh' nach Hause, schönes Weib,“ sagte der Kolok zu ihr, „und warte nicht, bis der Muezzin zum Abendgebet ruft!“ Schejtan Emisrefi wartete aber gerade auf den Anbruch des Abends. Das Abenddunkel brachte ihren Anbetern eine neue Liebererhöhung. Nachdem die Sonne untergegangen war und nichts mehr leuchtete als die Milchstraße und die funkelnden Sterne, nahm die Schaar ihrer Begleiter mit Staunen den verführerischen Kunstgriff wahr, den die Schöne in ihrer vertörenden Phantastie ausgenommen hatte. Unter dem dünnen Flor, der ihren Leib bedeckte, waren Leuchtfächerchen vom Berg Hinnus verborgen, die, als es dunkelte, durch die Kleidung hindurchleuchteten, der Schönen einen neuen, phantastischen Reiz verleihend. Die Männer umringten sie, ihren Einfall rühmend, die Frauen, sie mit Neid betrachtend; in einer Woche wird die Mode der Leuchtfächeranzüge in ganz Stambul verbreitet sein. Vom nahen Minaret herab begann der Muezzin mit schallender Stimme die Abendsure zu singen. Schejtan Emisrefi blieb in der Nähe des Riesen stehen, und ihm ihren Rarmorriden zuwendend, der vom Schimmer der Leuchtfächer beleuchtet war, lachte sie ihm über die Schulter neckisch in's Gesicht. Und sowie der Muezzin seinen Gesang beendet hatte, machte sie aus dem Hattischerif des Sultans ein Sprachrohr und rief durch dasselbe dem Muezzin die folgende Sure wieder zurück. In demselben Augenblick erfaßte Petewan Aga den Rajhmirkittel der Schejtan Emisrefi, hob sie auf den Armen in die Luft und warf sie mit einem Rud in's Meer, damit, nach den Worten des Chronikschreibers Jsi, „die blauen Wellen des Meeres ihren schönen Leib umhüllen“. Auf dieses Zeichen warfen die herbeigekürzten Janitscharen dreihundert Rodebuden in den Bosporus... Seit jener Nacht tragen die türkischen Frauen die Ferredja.

Interessante Bücher.

Die Zeit naht, wo wir auf Geschenke für unsere Lieben sinnen oder Wünsche aussprechen sollen, welche den Oebem Wink geben. Da möchten wir denn vor Allem die Aufmerksamkeit auf einen neuen Roman von Georg Ebers lenken, ein Werk, an dem der Autor zwei Jahre gearbeitet. Wie wir hören, behandelt diese neueste Schöpfung des berühmten Autors das letzte Ringen des Heidenthums und zeigt, wie aus den schönen Trümmern der alten Welt eine neue erwächst. Aegypten, das Land der Forschungen des Gelehrten, hat dießmal wieder dem Dichter den Stoff geliefert. Der neue Roman erscheint in wenigen Wochen, spätestens Anfangs Dezember, in der Deutschen Verlagsanstalt, vormals Coudard Hallberger in Stuttgart, und wird Vielen eine willkommene Weihnachtsgabe sein. — Von Brockhaus' Konversationslexikon, das ein wahrer Familienhaushalt für das deutsche Volk ist, sind jetzt 130 Hefte erschienen und damit das große Werk bis über die Hälfte — 240 Hefte soll das Ganze enthalten — gefördert. Diese neue, dreizehnte Auflage unterscheidet sich von den früheren durch größern Reichtum der Artikel und dadurch bedingte Vielseitigkeit. Ein modernes Gewand, raumsparender Druck und viele vortreffliche Illustrationen und Karten zeichnen diese Auflage vor den älteren aus. Dieß Konversationslexikon ersetzt eine ganze Bibliothek von Fachschriften, die der Einzelne nur in den seltensten Fällen sich verschaffen kann. — Gewiss Vielen erwünscht kommt ein Buch, das Orell Füssli & Co., Leipzig und Zürich, zum Verleger hat. Es führt den Titel: „Die Kunst der Rede“, und Dr. Adolf Galmberg, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Züricher Lehrerseminar, behandelt in diesem kurzgefaßten Buche die Rhetorik, Stylistik und Poetik einfach, verständlich und, was wir besonders hervorheben müssen, durch viele gut gewählte Beispiele und Musterstücke sehr praktisch für den Lernenden, überhaupt interessant und anregend für Jedermann, dem klares, schönes Sprechen und Schreiben am Herzen liegt.

Bilderräthsel.



Auflösung der altrömischen Inschrift Seite 155:

Führ' du die Alte! Ei, führ' du sie!

Charade.

Die Erste nähet, obgleich auf ihr nichts spricht,
Die Zweite zehrt, obgleich sie nichts genießt,
Und wer sich mit dem Ganzen quält,
Sieht grau und schwarz die ganze Welt.

Auflösung des Logogriphs Seite 155:

Reule, Reule.

Meine Korrespondenz.



W. A. in Coburg. Das Buch bei Paul Neff in Stuttgart. Postliste bei Albert Mark, Kaspelstraße, Stuttgart.

Frl. M. Schmidt in Breslau. Nein — dieser ist nicht der Gemahl der Dame.

Abonnent in Warburg. Die Irminskule stand am Greßberg an der Diemel (Westphalen) und ward von Karl dem Großen 772 zerstört.

Lady Vili R. in B. Hätten Sie Ihre Adresse angegeben, würden wir brieflich geantwortet haben. Wenden Sie sich so schnell wie möglich an einen vom Staate approbirten, praktischen Arzt. Sie haben einen Speichelfluß sich zugezogen durch dieß Manipuliren mit Quecksilber.

Frl. Emma Viper in B. Vielleicht durch die mechanischen Christbaumunterzüge von J. C. Eckhardt in Stuttgart. Es gibt dort auch solche, die Chorale ertönen lassen.

Hrn. G. J. B. in Steyermark. Ganz interessant, wir möchten aber nicht den Schein auf uns laden, als ob wir soichem Uberglauben Vorschub leisteten. Besten Dank für die Mittheilung und das Interesse, welches Sie unserem Journal entgegen bringen.

Hrn. O. Waller in Br. Rein, nicht von Virgil, sondern von Horaz kommt der Ausdruck ab ovo. Horaz rühmt von Homer, daß er nicht ab ovo (vom Ei) anfange, sondern die Zuhörer sofort in medias res (mitten in die Dinge) versetze.

Abonnentin in Mannheim. In Süditalien, Frankreich, Spanien wickelt man vielfach noch kleine Kinder. In Deutschland ist das jetzt als ungesund wohl überall dort aufgegeben, wo Vernunft und Kultur herrschen.

Hrn. J. Meuren in Amsterdam. Kaspel ist bekannt, auch im Winter, als eine ungesunde Stadt für Nordländer. Warme Sonne, kalter Wind und schlechter Geruch. Mehr zu empfehlen Salerno.

Hrn. B. Thümler in München. Ein neues Bündchen des neuen Philosophen für die Welt, unter dem Titel: „In nomine dei“, ist in Zürich bei Th. Schöber erschienen. Volkstümlich, oft dach, aber ganz vortreffliche „Weisheit“ für's Leben.

Nützliche Vorschläge von Rebus, Charaden, Räthseln u. sind uns zugegangen von Frl. Rosine Wihlbahl, Prag; Emma Richter, Orlau; Elisabeth Reglin, Zürich; Julie Koker, Hermannsburg; Anna Brinckheim, Berlin; Antonie Ritter, Heidelberg; Hr. M. Weichbach, Limbach; F. Granzow, Potsdam; J. Blaudolz, Bern; W. Gauger, Ulm; J. Mann, Berlin; H. Grub, Stettin; A. Fuchs, Hildesheim; W. Gensch, Halle; J. Dressel, Halberstadt; G. Linke, Freiburg; W. Otto, Darmstadt; G. Kling, Emden; J. Paul, Kaiserslautern; A. Weise, Püttich; J. Heiser, Köln.

A. S. in Romna. Durch die Freundlichkeit eines Lesers in Breslau erfahren wir Folgendes: Konfession für Elektro-Homöopathie in Regensburg; Joh. Delapraz in Genf, Rue du Théâtre 12; Dr. Stofch in Wien, Mollersbastei 10; Frau von Bygoneska in Warschau, Krakauer Vorstadt 7; W. L. Kucyca, Buchhändler in Breslau, Rue Kanonna.

Frl. J. v. B. in Hamburg. Wir sollen entscheiden zwischen einer ziemlich rüthlichen Nase und einer sehr weißen. Das kann doch nur der Augenschein. Beide können recht hübsch und auch das Gegenheil sein. Im Allgemeinen ziehen wir nach unserem Geschmack eine ziemlich rüthliche, wenn es ein allerliebster Stumpfnäsechen ist, einer rüthlichen „Weichen“ vor.

Hrn. Frl. J. in Ravensburg. Die neue verbesserte homöopathische Heilmethode von Dr. med. Treitschler (Stuttgart, Dahn). Schöle heißt die Zusammenziehung bei der Herzbeugung, Diastole die Erschlaffung, und dadurch entsteht der Pulsschlag.

Hrn. R. G. in Nürnberg. Die Feden zur „Illustrirten Welt“

